688.

Feindliche Freunde

und

freundliche Feinde.

Roman

von

Adolph von Schaden.

Mit einem Vorwort

von

Julius von Voß.

Freundschaft schwört so mancher Mund,
Ueberströmt zu ihrem Lobe;
Doch das Herz erliegt der Probe,
Eigennutz zerstört den Bund.

Pius Alexander Wolffs Herrmann
in dem Schauspiele: Pflicht um Pflicht.

Berlin, 1820.
Verlegts H. Ph. Petri, in der Neuen Berlinischen
Buchhandlung.

RBR
JanTz
#621

Feindliche Freunde

und

freundliche Feinde.

F. F. Schmid.

Vorwort.

Der Herr Verfasser dieses Buches hat mir die Ehre erzeigt, eine Vorrede zu selbigem von mir zu wünschen, und mich dadurch in eine große Verlegenheit gesetzt. Denn ein Nebenverlangen dabei war auch, daß ich nichts daran loben sollte. Das Buch durchsehend, fand ich gleichwohl an richtiger Beobachtung des Menschen und der bürgerlichen Verhältnisse, an den treu nach der Wahrheit idealisirten Charaktergemälden, an dem blühenden, lebendigen Vortrag, dem vielen muntern treffenden Witz, so mancherlei zu loben, daß es schwer blieb, auf jenes

Verlangen einzugehn. Doch ist es wieder auch unnöthig das zu loben, was sich selbst lobt, und ich verweise die Leser da besonders auf Rheinthals scharf gehaltne Eigenthümlichkeit, sein aus den Umständen so natürlich entwickeltes Schicksal, und namentlich sein Ergehn, wie man seine Erfindungen prüft, und er die schriftstellerische Laufbahn betritt.

Der Stoff: Feindliche Freunde und freundliche Feinde, ist ungemein sinnig gewählt, um eine Reihe solcher Gestalten aus ihm hervorgehn zu lassen, wie das bunte, und einmal in einem hohen Grad verderbte, civilisirte Leben sie aufstellt. Fichte hatte wohl Recht, als er in seinen Reden an die deutsche Nation darüber so eiferte, ob seine dagegen empfohlnen Mittel gleich nicht zulänglich, nicht einmal ausführlich erscheinen. Einen durchaus trennenden Abschnitt in sein Fortleben zu machen, kann dem gegenwärtigen Geschlecht nicht gelingen; doch je mehr von allen Seiten Mittel

wider unsere Verderbniß aufgeboten sind, je mehr steigt auch die Hoffnung, sie werde allmählig — schnell kann es damit nicht zugehn — sich verringern. Und hier können die oft gelästerten Romandichter ungemein nützen, wenn sie den Pinsel der Wahrheit führen, und ihr Streben auf einen bestimmten moralischen Zweck gerichtet ist. Abhandelnde und anschauliche Belehrungen in guter Absicht dürfen wir gleich löblich nennen; oft wirken die letzten jedoch mehr als jene. Denn wie der Glasspiegel uns an irgend eine äußere Unbildlichkeit am besten mahnt, legen wir innere auch vor dem Sittenspiegel am ersten ab.

Herr A. v. Schaden hat einen ächten Beruf zum anthropologischen Schriftsteller. Mit namhaften Vorkenntnissen ausgerüstet, folgte er einer Bestimmung, die ihn nicht auf ein Studierzimmer verschloß, sondern ihn Vornehm und Gering, und auf den Kriegsschauplätzen das bunteste Spiel der Leidenschaften sehen ließ. Allerdings lernt

man so den Menschen tiefer kennen, wie aus allen klassisch genannten Büchern. Erinnre sich Herr v. S. jedoch nur an Jean Pauls Bemerkung über den gewöhnlichen Gang deutscher Kritik, welche mit Dornenflechten anhebt. Mußten es sich doch einst die Klopstock und Wieland, die Göthe und Schiller so gefallen lassen. Doch nur festergriffenen und nicht wieder aufgegebenen Willen; dann nimmt jeder Schriftsteller endlich den Platz doch ein, der ihm nach seinen Talenten gebührt.

Berlin,
im Januar 1820.

Julius v. Voß.

Erste Abtheilung.

Donec eris felix, multos numerabis amicos; *)
Tempora si fuerint nubila — solus eris.

Liebliche Musik tönte aus dem Nebenzimmer, eine leichte Wolke, die köstlichem Räucherwerke

*) Wenn die Göttin dir lacht — die rosigte Herrin des Glückes,
Dann betrogener Mensch! — umringt dich der Freunde Legion;
Wendet das launische Weib — dir Armer! schmollend den Rücken,
Dann erst siehst du es ein, daß eitel dein Glaube nur war.

ihr Daseyn dankte, wogte in der Stube, eine Punsch-Bowle dampfte auf dem Tische, durch eine Menge künstlich geordneter Lichter war das Gemach bis zur Blendung erleuchtet, — und unter diesen günstigen Umgebungen war es, unter welchen die niedliche junge Ballettänzerin Jella in ihrer Wohnung zweien Garde-Offizieren ein Privat-Solo tanzte, das sie à la Psyche nannte.

Die Offiziere waren der Rittmeister Wildenstein und der Kornet Rheinthal. Sie saßen, während Jella tanzte, beisammen auf dem kleinen Sopha in der Tänzerin Stube hinter der Punsch-Bowle, und wenn man einen recht auffallenden Kontrast zeichnen wollen, hätte man die beiden Offiziere aufs Papier werfen müssen, in dem Augenblicke, in dem das tanzende Mädchen vor ihnen schwebte.

Wildenstein saß mit verschränkten Beinen, in einer recht behaglichen Stellung, blinzte gleichgültig nach der Tänzerin hin, schmauchte ruhig seinen Cigarro, und hielt mit seiner starken Lin-

ken seinen Freund Rheinthal auf dem Sopha zurück, der, in Feuer und Flammen gerathen, mit seinen großen schwarzen Augen verlangend nach dem schwebenden Mädchen hin sah und die kleine Huldgestalt mit seinen brennenden Blicken zu verschlingen drohte. Wäre der kältere Wildenstein nicht gewesen, so dürfte Jella ihr Solo à la Psyche schwerlich zu Ende getanzt haben.

Indeß war es einem feurigen Jüngling schon zu gute zu halten, wenn er, unter solchen Umständen, der kleinen tanzenden Jella in ein und derselben Stube gegenüber, etwas außer Fassung gebracht wurde, denn Jellchen war die niedlichste, anmuthigste, jüngste, und witzigste Tänzerin im Corps de Ballet in der Herzoglichen Residenzstadt Kallendorf, und dies wollte viel sagen, denn in dieser Stadt gab es der artigen Tänzerinnen gar viele.

Selten entschloß sich Jella, in ihrer eigenen Wohnung ein Privatissimum vor Männern zu tanzen, und geschah es, so mußten die

Herren unter die Zahl ihrer geprüftesten und verschwiegensten Freunde gehören, allein tanzte Jella auch einmal zu Hause, dann war dies für die glücklichen Anwesenden freilich ein ganz anderer Hochgenuß, als wenn man diese würdige Tochter Terpsychorens auf der Bühne sah. Jella war nicht groß, aber ein richtigeres und schöneres Verhältniß als an des Mädchens Körper wird man selten in einer weiblichen Gestalt vereint finden. Die Taille war auch ungeschnürt mit zwei mäßigen Händen zu umspannen, der junge Busen gleich zwei zarten, durch Morgenthau erquickten Rosenknöpschen, und die runden üppigen Hüften, das schmale Kneechen, die volle runde Wade, der kleine Fuß — alles, alles befriedigte die strengsten Forderungen des reinsten Kunstsinnes. Auf diesem niedlichen Körper saß ein nicht minder niedliches Köpfchen mit einem nichts weniger als uninteressanten Gesichte. Die großen dunkeln Augen, die hohe schöne freie Stirne, die kastanienbraunen Locken, ein allerliebstes Stumpfnäschen, ein paar

Grübchen in den Wangen und ein lieber kleiner Mund, mit zwei Reihen blendend weißer kleiner Zähne, vereinigten sich mit dem schönsten Halse und dem zartesten Teint, um dem Bewunderer nichts mehr zu wünschen übrig zu lassen. Ueber diese schöne Formen war eine unbeschreibliche Grazie ausgegossen, — und wenn man das Figürchen, in den verführerischen Trikot gehüllt, in den niedlichen Sandalen, in der kurzen leichten Florschürze und mit entfesseltem Busen ihre künstlichen Pas ausführen sah, wenn bei den raschen Taktbewegungen zuweilen das Florschürzchen in die Höhe flog und auf Momente dem berauschten Blicke die ganze üppige Mädchengestalt zeigte, ja dann hätte man ein Kato seyn müssen, um bei solchem Anblicke kalt zu bleiben.

Tanzte die kleine Syrene zu Hause, dann vereinigte sich alles, die Sinne der Anwesenden mit zauberischer Macht zu fesseln. Jellas Anzug war in diesem Falle leichter und üppiger als auf der Bühne, sie tanzte hinter einem großen,

mit Rasée-Flor überzogenen Rahmen, — Beleuchtung, Räucherung, Musik — alles war so wohlberechnet, so originell und überraschend, daß man eine der lieblichen Houris aus Muhameds Elysium vor sich zu sehen glaubte.

Die Kleine war erschöpft. Mit einem tiefen Seufzer warf sie sich jetzt auf ein Fauteil in die reizendste malerischste Attitüde, die sich die Phantasie denken mag. Länger konnte der besonnene Wildenstein seinen jungen glühenden Freund nicht mehr zurückhalten, wollte er nicht gewärtigen, daß der vor dem Sopha stehende Tisch sammt der Bowle köstlichen Punsches über den Haufen geworfen werden sollte. Wildenstein mußte dem Brauskopf seinen Willen lassen, er that es mit den Worten: „Nun denn in's Teufels Namen, so — — — —.

Rheinthal flog zu der erschöpften Tänzerin, schon wollte er die üppigen Formen umfangen, schon neigten sich seine glühenden Lippen gegen den kleinen, rosigten, halbgeöffneten Mund des Mädchens, schon — — da wurde

plötzlich heftig an die verschlossene Stubenthüre gepocht. Erschrocken sprang Zella auf, und floh in das Nebenzimmer, Rheinthal fluchte der Störung, — Wildenstein öffnete gleichgültig die Thüre.

Es war Rheinthals Jockei, welcher mit einem Bothen eintrat. Der Bothe kam von dem, Rheinthals Eltern gehörigen Landgute, und brachte dem jungen Kornet einen Brief von seiner Mutter. Hastig erbrach dieser den Brief; nach einem flüchtigen Blick in denselben ließ er das Blatt fallen, wurde bleich und ein Paar Thränen drangen aus den großen Augen.

„Zum Henker was ficht dich an, Herr Bruder? rief Wildenstein.“ Mein Vater — stammelte Rheinthal.

„Nun, entgegnete der Rittmeister, was ist dem — will er etwa kein Geld mehr schicken, da soll ihn ja gleich —“

Er ist todt — jammerte der Kornet.

„Was sagst du, schrie Wildenstein, tod dein Vater, tod? O du glücklicher Mensch! nun

soll's erst hoch hergehen." Mit diesen Worten umarmte er lustig den betäubten Kornet, entfernte den Diener, und rief die Tänzerin.

„Stell' dir einmal vor, Herzenskleine! sprach der Rittmeister zu dem eintretenden Mädchen; unser Rheinthal ist Herr von Hunderttausend Thalern geworden, der alte Papa ist ad patres gegangen."

Charmant! rief die Tänzerin, gratulire, Herzensjunge! — Mit diesen Worten hüpfte sie zum Kornet und faßte ihn schäckernd am Kinne, da er noch immer traurig und in Gedanken da stand, und schwieg. I was ist dir denn, fuhr das leichtfertige Mädchen fort, du gebehrdest dich ja, wie ein Lafontaineſcher Romanenheld, schäme dich doch — tröste dich. Hin ist hin, verloren ist verloren — und sterben müssen wir ja Alle einmal. Sie nahm ein Glas voll glühenden Punsches vom Tische, und reichte es dem Kornet, den Toast ausbringend: „Auch die Todten sollen leben," dabei bot sie ihm ihren kleinen üppigen Mund zum Kusse dar.

Solchen Lockungen konnte der leichtsinnige Jüngling nicht länger widerstehen. Er zog die geliebte Kleine schäckernd auf den Schooß, küßte, tändelte und kos'te, der todte Papa war vergessen und wir glauben, wenn der Kornet nebst dem Todesfall des Vaters, den der ganzen Rheinthalschen Familie mit vernommen hätte, Jella hätte ihn aufgeheitert.

Jellas Freundin, die nebenan wohnte, eine muntere, aber schon etwas verwitterte Blondine, wurde in die Gesellschaft gezogen, um den trocknen Rittmeister zu occupiren. Fleißig ging das Champagnerglas herum, oft wurde die Gesundheit des todten Papa's getrunken, hoch ließ man die Hunderttausend Thaler leben, die er hinterlassen hatte, immer enger und enger rückten die Pärchen zusammen, immer dichter und dichter verschlangen sich die Arme, schneller folgten sich die glühenden Küsse, heißer und glühender wurde der Athem, ungestümer pochten die Herzen, und — doch eine decente Gardine bedecke die ärgerliche Scene.

Was werden unsere Leser denken, wenn wir ihnen sagen, daß dieser leichtsinnige, lüderliche Rheinthal der Held unserer Geschichte ist, wie werden sie sich für einen Menschen erwärmen können, dessen Bekanntschaft sie auf eine so höchst sonderbare Art machten, den sie in den Armen einer Buhlerin die heiligsten Gefühle verhöhnen sahen? — Wir können zur Entschuldigung des Leichtsinnigen nur zwei Worte vorbringen: Er war Mensch — ein junger, ein leichtsinniger, erfahrungsloser Mensch ohne Grundsätze — allein doch nicht aus der schlechtesten Masse geformt. Vielleicht wenn ihnen der Arme durch die Weltstürme geläuterter wieder erscheint, daß sie den widrigen Eindruck vergessen, den die erste Bekanntschaft mit ihm auf sie hervorbrachte.

Besser mußt du die Menschen behandeln (und also auch von ihnen denken), als sie es verdienen — viel besser; denn wenn Jedem nach seinem Verdienst werden sollte, welcher ent-

ginge dem Staupbesen? — Diese sind vielleicht die gewagtesten und furchtbarsten Worte, welche der gigantische Geist des unsterblichen Shakespeare je gedacht hat. Aber liegt nicht ein tiefer Sinn (wir getrauen uns nicht zu sagen Wahrheit) in der kühnen Idee?

Die wilde Nacht war vorüber; man ging auseinander. Rheinthal hatte keine Lust zu schlafen, er erfrischte sich durch ein kaltes Bad, kleidete sich um und warf sich auf seinen muthigen Britten. Ins Freie zog's ihn hinaus. Majestätisch erhob sich die Sonne in Osten, balsamische Düfte erquickten die Natur in ihrem Erwachen, mit schmetternder Stimme erhoben sich die Vögel in die Lüfte. — Allein und sinnend ritt Rheinthal über die blühenden Wiesen in eine der romantischsten Gegenden hinein. Wer in solcher Stunde, in solcher Lage kalt bleibt, in wessen Brust dann noch die bessere Stimme, die Götterstimme, die leise in der Einsamkeit zu den Sterblichen zu sprechen pflegt,

schwelgt, der ist ein Verworfener, und dies — war Rheinthal nicht.

Ihm war ein guter, ein braver Vater gestorben, vielleicht gestorben aus Kummer über die Verirrungen des nur zu leichtsinnigen Sohnes. Der Schmerz über diesen wichtigen Verlust, den gestern Wildenstein's Spott und die Schäckereien der leichtfertigen Jella unterdrückt hatten, brach nun in seiner ganzen Stärke aus, laut und stark klagte sich der Unglückliche selbst an, ein Thränenstrom, der dem kindlichen Gefühle zur Ehre gereichte, machte endlich seinem tiefen Kummer Luft. Hier war Niemand, der die heiligen Gefühle des Menschen und Sohnes verspottete, gütig trockneten die warmen Strahlen der Mutter Sonne die Thränen auf den Wangen des Betrübten, und die grünen Triften trauerten mit ihm, denn die Spitze eines jeden einzelnen Grashalmes trug eine Thräne. —

Doch es ist nöthig, daß wir unsern Leser endlich einmal mit den nähern allgemei-

nen Verhältnissen unseres Helden bekannt machen.

August von Rheinthal war der Sohn eines reichen Edelmannes und Gutsbesitzers im Herzogthume Thonland. Er war das einzige Kind seiner Eltern, und wurde von dem Vater herzlich, von der Mutter aber nach Affenart geliebt. Das Kind entwickelte frühzeitig seltene Talente, und seine körperliche Schönheit war so ungewöhnlich, und auffallend, daß es die Landleute nur den Schloßengel zu nennen pflegten.

Augustens Vater war ein verständiger braver Mann, der das wahre Beste seines Kindes redlich beabsichtigte. Der Junge hatte sein sechstes Jahr noch nicht erreicht, und schon erhielt er in der Person eines würdigen Gelehrten einen Hofmeister.

Dieser Hofmeister war ganz der Mann, wie er erforderlich ist, um aus einem mit Naturanlagen reich ausgestatteten Kinde in jeder Hinsicht einen vortrefflichen Menschen zu erziehen.

Er fing damit an, sich des kleinen Knaben Liebe und Anhänglichkeit im höchsten Grade zu verschaffen, welches dem kindlichen Manne nicht schwer wurde. Im ersten halben Jahre war vom Lernen noch gar keine Rede, dann erst fing der Hofmeister spielend und schäckernd an, die Buchstabenkenntniß beizubringen. In diesem Sinne wurde fortgewirkt, und ehe August das zehnte Jah erreicht hatte, konnte er nicht nur schreiben und lesen, sondern hatte auch eine Menge latein'scher und französischer Vokabeln im Kopfe. Das Kind hatte gar nicht erfahren, wie es zu dem Allen gekommen war, — die Freude der Eltern war grenzenlos.

Bis so weit war alles gut gegangen, nun aber glaubte der würdige Lehrer seinen Unterricht ernsthafter beginnen und weiter ausdehnen zu müssen; hier aber stieß er auf Schwürigkeiten.

Bei dem Knaben fing an, jener wilde und unstäte Sinn sich zu regen, der bei Kindern

männlichen Geschlechtes gerade, wenn sie von Mutter Natur glücklich bedacht sind, nie auszubleiben pflegt. Eine zweckmäßige Behandlung kann solche Triebe nicht nur regeln, sondern sogar zum Guten lenken. Dieses zu thun war auch des Lehrers Wille, aber da trat der Mutter Affenliebe allenthalben dazwischen. — Wollte Auguſtchen einmal Tage lange nichts arbeiten, um sich mit den Dorfjungen herumzutreiben, hatte er andere unnütze und wilde Streiche vollführt, und der Lehrer wollte nun einmal sein Ansehen brauchen und ein ernsthaftes Wort sprechen, da fing die Mutter sogleich an, den Liebling zu schützen und zu vertheidigen. Die Folge war, daß August sich an keine ununterbrochene Thätigkeit gewöhnte, und sich in der Folge in dieser Hinsicht selbst in reifern Jahren mit der größten Anstrengung und dem besten Willen und Eifer nie recht überwinden konnte, weil dazu in der Kindheit der Grund gelegt werden muß.

Uebrigens beurkundete August bei jeder Ge-

legenheit das beste Herz, und dieses Herz auszubilden gelang seinem Lehrer beinahe besser, als Bebauung des Geistes seines Eleven.

Der Junker war nun 12 Jahr alt. Ohngeachtet seines Leichtsinnes und der verkehrten Behandlung von Seiten der Mutter hatte er doch mehr Kenntnisse, als gewöhnlich Knaben von seinem Alter besitzen, besonders wenn sie auf dem Lande erzogen worden sind. Die vortreffliche Methode seines Lehrers, die eigenen seltenen Talente und vor Allem ein vortreffliches Gedächtniß hatten vortheilhaft zusammengewirkt.

August las, schrieb und sprach seine Muttersprache vollkommen richtig, hatte in der lateinischen und französischen Sprache einen guten Grund gelegt und war nicht fremd in den Anfangsgründen der Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturkunde u. s. w. geblieben. Nun aber sollte mit dem jungen Menschen eine Aenderung vorgenommen werden.

Im Herzogthume Thonland war es Mode,

daß

daß alle junge Kavaliere in ihrer Jugend ein Paar Jahre in der kleinen Herzoglichen Armee als Offiziere dienen mußten, bevor sie ihre Güter selbst bewirthschaften oder in andere Staatsämter eintreten konnten.

In Kallendorf, der Residenzstadt des Herzogthumes, befand sich ein sogenanntes adeliches Kadettenlnstitut, von dem man viel Wesens machte, das aber im Grunde durchaus nichts taugte.

In dieses Institut beschloß der alte Rheinthal nun sein Söhnchen zu bringen, um ihn zu einem sogenannten tüchtigen Offiziere bilden zu lassen. Vater Rheinthal war in seiner Jugend selbst Offizier gewesen, hatte viele Vorliebe für den Militärstand, und August zeigte eine entschiedene Neigung für denselben. Mütterchen sah den Liebling schon tod auf dem Felde der Ehre liegen, und wollte aus Augustchen durchaus keinen Soldaten machen lassen. Der Hofmeister sprach: „Ich habe nichts dagegen, hat der junge Herr in reifern Jahren

noch Neigung zum Militär, so folge er derselben. Der Stand des Kriegers ist ein ehrwürdiger Stand. Allein den Junker im Kallendorfer Kadetteninstitute erziehen zu lassen, widerrathe ich Ew. Gnaden gänzlich, ich kenne diese Anstalt nur zu gut, sie hat viele, sehr viele Mängel und leicht könnte unser arme August dort an Seele und Leib verdorben werden. Mein Rath geht dahin: man fahre fort dem Junker eine wissenschaftliche Ausbildung im Allgemeinen angedeihen zu lassen, er beziehe zu seiner Zeit eine gute Universität, und wenn er etwas Tüchtiges gelernt hat, dann ist es für ihn noch immer Zeit, unter die Fahnen zu treten. Sein Name, und Ew. Gnaden Verbindungen werden ihm zu jeder Zeit, sogleich eine Offizierstelle verschaffen, zu welcher man vernünftigerweise ohnehin erst im reifern Jünglingsalter gelangen müßte."

Der alte Herr v. Rheinthal war zuweilen eigensinnig und äußerst schwer von einem einmal gefaßten Vorsatze abzubringen. Seine

Gattin, die in diesem Falle sich einmal mit dem Hofmeister, freilich aus sehr verschiedenen Ansichten, vereiniget hatte, um Augusten vom Kallendorfer Militär-Institute zu retten, drang nicht durch. Der angehende Jüngling wurde von dem Vater trotz der Thränen der bekümmerten Mutter und ohngeachtet der Demonstration des Mentors nach der Hauptstadt in die Kadettenanstalt gebracht.

Der wackere Hofmeister hatte Recht, dieses Institut hatte viele und große Mängel. An seiner Spitze stand ein Mensch, dessen hervorstechendste Eigenschaften Stolz, Unwissenheit, und leidenschaftliche Arroganz waren. Das qualis rex, talis grex litt hier im strengsten Sinne seine Anwendung. Die Lehranstalt war in ihren Fundamental-Einrichtungen schon ein eigentliches Unding. Der Lehrplan war verrückt, allein seine Anwendung war noch viel verrückter. Die Sprachen der Alten blieben, als dem Offizier unnütz, ganz aus dieser Anstalt verbannt.

Alle nützliche Hülfswissenschaften wurden als Nebendinge nachläßig betrieben, Mathematik allein suchte man mit Gewalt den Jungens einzubläuen, weil der Herr Vorstand glaubte, wenn ein Offizier nur Mathematik verstehe, so sey er ein gemachter General. Diese ohnehin abstrakte Wissenschaft wurde den Knaben durch die pedantische und zweckwidrige Lehrart vollends unausstehlich, und sie lernten — nichts. Für die Mutterspruche geschah wenig oder nichts, dagegen wurde mit Lappalien viele Zeit vergeudet. So war z. B. bei der Anstalt mit gutem Gehalt ein besonderes Subjekt angestellt, um den Zöglinge das edle L'Hombrespiel zu lehren.

Die Eleven wurden alle nach gleichem Maaßstabe behandelt, in einen eisernen Schuh von einer gewissen Größe wurden alle Füße eingezwängt, sie mochten passen wollen oder nicht. Temperament, Verschiedenheit des Talents, des Alters, der Erziehung — von dem Allem wurde nichts berücksichtiget. Der Freiheitssinn der jungen Leute wurde gewaltsam

mit despotischer Strenge unterdrückt. Wir könnten mit der Beschreibung der Mängel dieser Anstalt einen eignen Band füllen, wenn wir in dem Geiste, in welchem ein Schriftsteller unserer Zeit eine Anleitung zu einer sublimen Kriegskunst geschrieben hat, einen Vorschlag zur Errichtung einer sublimen militärischen Erziehungsanstalt aufsetzen wollten. Allein die Abhandlung dieses Kapitels gehört nicht hieher, genug — unser August vergaß im Militärinstitute manches, was er vorher gelernt hatte. Unter die wenigen guten Einrichtungen der Anstalt gehörte es, daß man den Zöglingen aus der nicht ganz schlechten Bibliothek des Hauses Bücher verabfolgen ließ, in welchen sie in den Freistunden lesen durften.

August hatte eine unbeschreibliche Leselust, und während den fünf Jahren, welche er im Institute zubrachte, hatte er nach und nach so ziemlich den Inhalt der ganzen Bibliothek verschlungen. Wir haben schon oben von dem

ganzen seltnen und vortrefflichen Gedächtnisse des jungen Menschen Meldung gethan, und es ist daher leicht zu erklären, daß bei einer solchen anhaltenden Lesewuth viele nützliche Dinge im Kopfe des Jünglings hängen bleiben und Früchte tragen mußten. Damit wurde wenigstens soviel bezweckt, daß man auf Augusten das bekannte: in omnibus aliquid, in toto nihil, anwenden konnte.

Als August gerade siebzehn Jahr alt war, wurde er aus dem Kadetteninstitut ausrangirt, und als Kornet bei der Herzoglichen Leibgarde zu Pferde angestellt.

Wenn der junge Mensch auch im Wissenschaftlichen zurückgeblieben war, so hatte sich sein Körper um desto glücklicher und schöner ausgebildet. Ein glücklicher Zufall und ein gewisses, ihm von Jugend an beiwohnendes Zartgefühl, hatte ihn vor der Theilnahme an einem gewissen, zerstörenden, geheimen Laster bewahrt, welches im Kadetteninstitute im eigentlichsten Sinne des Wortes zu Hause war, und

durch die Dummheit der Erzieher im besten Flore erhalten wurde.

August war der schönste Jüngling, den man sehen konnte. Sein großes schwarzes Augenpaar ließ zwar auf italische Abkunft schließen, allein das goldgelockte Haupt, der Riesenwuchs, die athletische Muskelkraft, die sonore Stimme, der feste sichere Gang — alle diese Eigenschaften verkündeten den echten, markigten Deutschen. Die Nase war rein-griechisch, der Mund klein und wenig nur aufgeworfen. Um uns in einer gewissen Theoriesprache auszudrükken, müssen wir bemerken, daß man die bekannte Perpendikularlinie bei Augusts Gesichte in vollkommene Anwendung bringen konnte, kurz — sein Kopf war ein Apollohaupt.

Ein Galeerensklave kann sich nicht glücklicher dünken, wenn er seine Freiheit erhält, als August sich fühlte, als er aus dem Kadetteninstitute entlassen wurde. Wenn man ein junges muthiges Roß eine Zeitlang in Banden gehalten hat, und es nun plötzlich entfesselt, wird es

auf allen Seiten furchtbar ausschlagen; so ein feuriger, kräftiger Jüngling, der seine ersten Jugendjahre im sklavischen Zwange verlebt hat.

Der junge Herr Kornet trieb es aber wirklich zu bunt. Die ersten neun Monate, welche er im Regiment zubrachte, kosteten seinen Vater mehrere tausend Thaler, denn so viele Schulden hatten der Herr Sohn kontrahirt, obwohl der alte Rheinthal für die kostbare Equipirung besonders gesorgt, und eine äußerst anständige Zulage bewilliget hatte.

Vater Rheinthal jammerte: „Wenn es der Junge so forttreibt, bin ich trotz meines nicht ganz kleinen Vermögens in drei Jahren ruinirt.“

Dieses sind die Folgen der Erziehung im Kallendorfer Militärinstitute, bemerkte der ehemalige Hofmeister des Junkers, welcher auf dem Rheinthalischen Gute eine anderweitige Anstellung erhalten hatte.

Vater Rheinthal schrieb an den General der Garde, und bat dringend, den leichtsinnigen

Kornet im scharfen Zügel zu halten. Dies fruchtete Etwas, aber nicht viel. „Augusts tolle Streiche sind Genieſtreiche; „er wird sich die Hörner schon ablaufen, und der Alte kann bezahlen, hat ja Geld genug," so beurtheilten die Vorgesetzten selbst die Sache.

Ein jugendliches, gutes aber feuriges Gemüth sehnt sich nach nichts mehr als nach Mittheilung und Freunden. Dieses Gefühl war auch in dieser Periode bei Auguſten das vorherrschende.

Niemand auf der Welt kann leichter und schneller zu Freunden kommen, als ein junger Offizier, der, wohlgemerkt, viel Geld hat. Diese Erfahrung machte August bald, ohne den eigentlichen Grund zu ahnen. Der alte Rheinthal war als reicher Landedelmann allenthalben bekannt, in der Garde dienten viele arme Offiziere, weil der Adel im Herzogthume Thonland in der Regel ohnehin sehr arm ist; was war natürlicher, als daß man sich allerwärts an den unerfahrenen jungen Rheinthal drängte, von

dem man sich bald überzeugte, daß er ein braver Kamerad war, weil er immer gab, so lange er selbst noch etwas hatte, und im letztern Falle mußten die Juden, deren Anzahl in Kallendorf Legion war, Rath schaffen, die, um hundert Prozentchen zu verdienen, dem einzigen Sohne des alten reichen Rheinthal gerne dienten.

Unter allen Offizieren des Regimentes sprach unsern August keiner mehr an, als der Rittmeister Wildenstein, dessen Bekanntschaft wir bereits an einem dritten Orte gemacht haben.

Dieser Wildenstein, bereits den Dreißigen nahe, war, was die Franzosen einen aimable Roué nennen. Er hatte einst eigenes Vermögen besessen, aber dasselbe gleich in den ersten Jahren seiner Dienstzeit beim Regimente durchgebracht. Sein Charakter taugte nichts, und da er nicht im Stande war sich einschränken zu können, so war er gezwungen zu Mitteln zu greifen, die eben nicht die ehrlichsten

waren, um nur im Stande zu seyn, seine kostspieligen Ausschweifungen fortzusetzen. Er korrigirte im hohen Spiel, wie der Lessingsche Chevalier, Miß Fortuna ein wenig, hieb im Pferdehandel unerfahrene junge Offiziere tüchtig über die Ohren, machte ältlichen Damen für Remuneration die Cour, u. s. w., übrigens war es nicht zu leugnen, Wildenstein hatte die besten gesellschaftlichen Formen, konnte seyn was er wollte, und besaß eine seltene Menschenkenntniß. War es ihm um die Gunst einer Dame zu thun, so konnte er meistens ohne Prahlerei sagen: Veni, vidi, vici. — In seinem Benehmen hatte Wildenstein ein gewisses degagirtes legère Wesen, ein noble Arroganz, eine besondere Haltung, die sich nicht so ganz beschreiben läßt, die man aber zuweilen bei Offizieren findet und die für Weiber und junge Leute etwas unbeschreiblich Anziehendes hat.

Diese Eigenschaften waren es, welche Auguste unwiderstehlich an Wildenstein ketteten, in dem er das Ideal eines wackern, tüchtigen

Degens zu sehen glaubte. Wildenstein seiner Seits unterließ nichts, um den jungen Rheinthal immer mehr an sich zu fesseln, den er als eine fette Melkkuh betrachtete. Bald kam unter beiden ein inniger Freundschaftsbund zu Stande, der von Rheinthals Seite sich auf die reinsten, von der des Rittmeisters aber auf die unlautersten Absichten begründete.

August war eitel und ehrgeizig. Beinahe das ganze Offizierkorps versicherte ihn unaufhörlich einer ewigen Freundschaft. Alle seine Handlungen hießen genial, mochten sie auch noch so sehr an Gemeinheit grenzen, alle seine Worte wurden witzig genannt, wenn es auch öfters nur alltägliche Plattheiten waren. Dies behagte dem jungen Kornet, und er gefiel sich außerordentlich in den Lobeserhebungen seiner braven, im Grunde feindlichen Freunde. Wildenstein vermeinte endlich doch August nicht zu sehr und zu vielen freundschaftlichen Verbindungen überlassen zu müssen, weil seiner eigenen Person dadurch zu viel entging. Er fing an

den Kornet zu diesen Absichten zu bearbeiten, der, weich wie Wachs, sich unbedingt, ohne es selbst zu wissen, von Wildenstein leiten ließ.

Es wurde dem Rittmeister um desto weniger schwer, seinem Pylades handgreiflich zu beweisen, wie sehr er von Manchem mißbraucht, und dann noch hinter dem Rücken verspottet wurde, da dieses wirklich der Fall war. Rheinthals Stolz und Eitelkeit waren tödtlich verletzt, er brach nicht nur mit allen den von Wildenstein bezeichneten feindlichen Freunden, sondern er zeigte ihnen Verachtung. Die Herren kannten zwar die Quelle recht gut, aus welcher ein solches Benehmen entsprang, sie getrauten sich aber nicht an den Rittmeister, denn der war ein renommirter Schläger. „Das Kind, den Rheinthal, muß man aber doch einmal zu Paaren treiben, war der einmüthige Entschluß, und August wurde von mehrern seiner ehemaligen feindlichen Freunde gefordert. Der Kornet hatte natürlichen Muth, eine Bärenstärke und zudem Geschicklichkeit im Fech-

ten. — Wildenstein sekondirte, und August zeichnete seine Gegner.“ Es ist doch ein verfluchter Kerl der Kornet Rheinthal, hieß es nun, und August bekam dadurch von dieser Seite Ruhe, und kettete sich nur um so mehr an Wildenstein, seinen feindlichst gesinnten Freund, der nichts unterließ, was dazu beitragen konnte, die verderblichen Schlingen immer fester und fester über den unerfahrenen Jüngling zusammen zu ziehen.

So verging ungefähr ein Jahr. August nahte sich nun seinem neunzehnten Lebensjahre. Seine schöne kräftige Gestalt stand ihrer vollkommenen physischen Ausbildung nahe, und wenn der Bürgersche Ausspruch:

„Wer nie in geiler Wollust Schoos,
Den Samen der Gesundheit goß,
Dem steht ein stolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort — ich bin ein Mann.“

richtig ist, so war August im eigentlichsten Sinne des Wortes befugt, das stolze Heldenwort auf sich anzuwenden. Er wurde anfangs

viel in vornehme Zirkel, zu splendiden Thee dansants u. dergl. geboten, allein theils hatte der neugebackene Herr Kornet den feinen Gesellschaftston noch nicht weg, theils aber ließ ihn sein gesunder Menschenverstand bei den leeren Gesprächen der Leute comme il faut Langeweile empfinden, und er zog sich bald bei dergleichen Gelegenheiten so viel als möglich zurück.

Manche, den vierzigen nahe abgemagerte welke Dame war nach den Erstlingen des schönen viel versprechenden Jungen lüstern, und suchte seiner Blödigkeit zu Hülfe zu kommen, aber die abgesandten, giftigen Pfeile gleiteten bisher an der festen Brust des Naturmenschen ab.

Pferde, Hunde und Jagd waren bis dahin seine Lieblingspassionen gewesen, auch zum hohen Spiel, zu Pracht und Aufwand im Aeußern hatte ihn Wildenstein frühzeitig verführt, und August spielte Hazardspiele leidenschaftlich, ein gewöhnlicher Fall bei feurigen

Jünglingen, deren Muth und Kraft nicht geschickt und zeitig auf edlere Zwecke hingeleitet werden.

Verschwendungen dieser Art und Vorschüsse an Kameraden erhielten den Kornet in beständig derangirten Umständen. Wildenstein, sein feindlichgesinnter Freund, mißbrauchte Augusts Unerfahrenheit auf die niederträchtigste Weise. Er erzeugte bei dem eitlen jungen Menschen die lächerliche Begierde, immer die theuersten, schönsten und muthigsten Pferde in der Residenzstadt besitzen zu wollen. Wildenstein, als anerkannter Pferdekenner, sorgte selbst für den Ankauf; hatte nun August für ein Paar tüchtige Meklenburger oder Holsteiner ein schönes Häufchen Gold hingegeben, so wurden die armen Thiere, unter des Rittmeisters Leitung so unvernünftig gehetzt, daß sie nach Verlauf von etlichen Monaten steif waren. Dann hieß es: „die Bestien taugen den Teufel nicht mehr, Herr Bruder! Du hast kein Glück, nun soll es anders werden, ich weiß dir ein Paar Fal-

ben,

ben, die den Marstall des Großsultans zieren würden, — aber freilich 180, wenigstens 160 Louisdor's werden die schönen Kanaillen kosten; doch welcher Bau, was für feine Füße, und welche Schnelligkeit! — nein Herr Bruder! sehen mußt du die Thiere. August wurde neugierig, Wildenstein ritt die Pferde vor, — die tanzten unter ihm wie Pariser Groteskkänzer und sprühten dabei Feuer und Funken; da war der Kornet gefangen, es wurde unter jeder Bedingung Geld angeschafft, der Rittmeister schloß den Kauf, die vorgeblich steifen Pferde wurden von dem Roßtäuscher um einen Spottpreiß in den Kauf genommen, und die Parze begann von neuem.

Auf solche Art wurde August auch bei andern Gelegenheiten häufig von dem so feindlichgesinnten Freunde geprellt. Allein nach einiger Zeit fing er doch an in seinem Lebenswandel fatale Lücken zu bemerken. Vater Rheinthal hatte nun seit zwei Jahren, um die Ehre des geliebten Sohnes aufrecht zu

erhalten, die verhältnißmäßig sehr beträchtlichen Schulden desselben immer zwar pünktlich bezahlt, aber jetzt erschienen die fürchterlichsten und drohendsten Briefe aus dem väterlichen Hause, und der alte Rheinthal schien im Ernste daran zu denken, der Verschwendung des Sohnes vernünftige Grenzen setzen zu wollen. Diese Aussichten machten Augusten nachdenkend; Wildenstein fühlte, daß er es dahin nicht dürfe kommen lassen, wenn der junge Mensch seinen Vortheilen nicht verloren gehen sollte. Er mußte sich dem Kornet noch unentbehrlicher machen, ihn mit neuen noch festeren Banden an sich ketten.

August hatte in allen Zerstreuungen und Verwirrungen seiner neuen Laufbahn die ehemalige Leselust doch nicht ganz überwinden können, dies hatte der Rittmeister bemerkt und auf diesen Umstand stützte er seinen neuen Plan. Wildenstein spielte dem unverdorbenen Jüngling schlüpfrige, die Phantasie reizende Romane in die Hände. Dem scharfen Auge des Ver-

führers entging es nicht, daß das Gift wirkte; nun hielt er die Frucht für reif, — sie sollte fallen.

Spät Abends an einem schwülen Sommertage, nachdem Wildenstein mit Rheinthal absichtlich ein Paar Bouteillen Champagner geleert hatte, fing jener auf einmal an: „Höre Brüderchen! ich bin heute noch zu einer weitläuftigen Verwandtin, die ein allerliebstes Töchterchen hat, zum Thee gebeten, du mußt mich dahin begleiten. Der Kornet, halb und halb benebelt, war alles zufrieden. Man ging. Die Verwandte war eine der berühmtesten Kupplerinnen, und das Töchterchen nichts anders, als eine der jüngsten, schönsten, aber auch feinsten Priesterinnen in Priaps Tempel. Das Mädchen war von Wildenstein gehörig instruirt. Anfangs ging alles anständig, dann wurde viel getrunken, musicirt, und Pfänder gespielt. Bei diesem Spiele wurde es so eingerichtet, daß der junge Kornet von dem Mädchen ein Paar Küsse erhielt, die von

der Art waren, daß sie sein Blut in volle Flammen setzten. Plötzlich sah er sich mit dem reizenden jungen Mädchen allein, anfangs erschrack er, aber bald beruhigte ihn das zutrauliche Wesen des Mädchens. Für die Dirne war es natürlich eine Kleinigkeit, mit diesem Neuling, der nun einmal gereizt war, zu machen, was sie wollte. Sie leitete selbst die zitternde Hand des blöden Kornet, dessen Gesicht einer Purpurdecke glich, und bald — löschte Augusts Genius weinend die Fackel seiner Unschuld.

Hätte August an den Gestaden des Ebro das erste Tageslicht erblickt, oder hätte sein Blut in der versengenden Hitze des heißen Afrika gekocht, so hätte er kein glühenderes Temperament haben können, als er wirklich besaß. War es ein Wunder, daß diese nicht gekannten nur bisher geahnten Freuden dem feurigen, kräftigen Jungen äußerst anziehend erscheinen mußten. Er war weit davon entfernt, dem Rittmeister Vorwürfe zu machen, vielmehr

dankte er demselben recht innig für den schönen Abend, den er ihm verschafft habe.

Von nun an ging es rasch vorwärts auf der einmal betretenen breiten Bahn des Lasters. Wildenstein blieb auch hierin der treue Führer des armen Verführten. Von einem Menschen wie der Rittmeister war, ließen sich keine andern Lehren als epikuräische erwarten, er predigte nichts als Genuß, und raffinirten Genuß, und fand in August einen gelehrigen Schüler. Bald kannte der Kornet alle eines Genusses würdigen Schönen der Hauptstadt; übrigens wäre es überflüssig und langweilig, mehrere Abentheuer dieser Art ausmalen zu wollen, denn die Achse, um welche sich alle diese galante Geschichtchen drehen, ist immer dieselbe, und wird ewig dieselbe bleiben. Um die Gunst verheiratheter Weiber mochte August, so sehr auch Wildenstein dazu mahnte, sich nie bewerben, denn er sah in einem solchen Verhältnisse nur das Unedle und Unrechtliche, vor dem er sich scheute, eben so ward er nie der Ver-

führer einer noch unberührten weiblichen Unschuld, ein solcher Verführer war in seinen Augen ein Scheusal. So kann sich ein edles, gefühlvolles Herz auch in den größten Verirrungen noch aussprechen. Uebrigens waren diese neue Vergnügen den finanziellen Verhältnissen des Herrn Kornet im höchsten Grade nachtheilig, August war überhaupt in allen Stücken viel zu viel zu einer übertriebenen Großmuth geneigt; oft lohnte er eine durchschwelgte Nacht fürstlich. Der alte Rheinthal bekam immer mehr und mehr Schulden für den Herrn Sohn zu bezahlen, und sah sich nach gerade zu Schritten gezwungen, die den Kredit des Kornet gewaltig beeinträchtigten; Augusts Mutter, der das liebe Söhnchen dasselbe war, was dem Wilden sein Popanz ist, wurde zwar nie müde, den Liebling mit Mutterpfennigen zu unterstützen, allein die Verschwendung des Goldsöhnchens war zu ungeheuer, als daß dieses alles viel hätte fruchten können.

Schon hatte Rheinthals Derangement ei-

nen hohen Grad erreicht, schon war beinahe aller Kredit dahin, schon machte der weltkluge Wildenstein Miene, sich zurückziehen zu wollen, — da starb des Kornets Vater.

Wir wollen den Faden aufnehmen, wo wir ihn verloren haben. Wir verließen Augusten, wie er nach einer durchschwelgten Nacht, durch anmuthige Gefilde dahin reitend, der Stimme des besseren Gefühles Gehör gab, zu dieser Stimme klang noch eine zweite, es war jene der Vernunft. Mit Unwillen sah der Jüngling auf seine zurückgelegte Bahn zurück, und fing an sich selber zu schämen, dieser Scham folgte natürlicherweise der Vorsatz, in Zukunft eine würdigere Lebensart zu führen.

Auf der Parade machte er den General und das Offizierkorps mit seinem Verluste bekannt, alle bedauerten.

Bei dem Garderegimente zu Pferde stand unter andern ein Verwandter Rheinthals als Major, der sich Herr von Steinsberg nannte, ein alter Mann, der sich seines Karakters und

seiner Lebensweise halber sehr vor anderen Herren seines Gleichen auszeichnete. Er war unter den Waffen grau geworden, hatte ein mürrisches Wesen und war außer der Dienstezeit der ganzen Welt unzugänglich. Er hatte sich im Felde große Verdienste erworben, und den Dienst verstand im ganzen Regiment Niemand besser als Er. Seine Außenseite war rauh, sein Herz edel, seine Formen zurückstoßend. Niemand hatte gerne mit ihm zu thun, die jungen Offiziere nannten ihn nur den bösen Major, für die Soldaten sorgte er aber bei all' seiner Strenge väterlich. Gegen seine Vorgesetzte und Kameraden war er einsylbig, für die jungen Offiziere war er ein Schrecken, wo er sich sehen ließ; denn er ahndete die geringste Nachlässigkeit im Dienste, jedes die Offiziers-Ehre auch nur im entferntesten Sinne beeinträchtigende Unternehmen, mit unerbittlicher Strenge. Dabei hatte man gar kein Beispiel, daß diesem bösen Major Subordinationswidrig begegnet worden wäre, denn bei aller

seiner Strenge handelte er nie leidenschaftlich oder ungerecht. In der Wahl seiner Ausdrücke war er höchst vorsichtig, aber was er einmal gesagt hatte, dies nahm er nie wieder zurück, weil es seine feste Ueberzeugung war. Nie beschämte er einen Offizier, wenn ein Untergebener desselben gegenwärtig war. Die Offiziere konnten den alten Steinsberg nicht lieben, aber achten mußten sie ihn Alle unwillkührlich.

Die Parade war vorbei, — Alles hatte sich verlaufen, da nahm der alte Steinsberg Auguſten auf die Seite.

„Vetter! redete er ihn an, Sie wissen es, ich bin Ihr Feind, ich bin jedes Menschen Feind, der so wie Sie seine Schuldigkeit nur halb erfüllt, seine Kräfte, sein Geld leichtsinnig vergeudet, und die Zukunft ganz außer Acht läßt, auch für die eigene weitere Ausbildung gar nichts thut. Ich würde Sie ungewarnt in Ihr Verderben rennen lassen, denn ich bin Ihr Feind, aber Ihr verstorbener Vater

war mein Freund, und dem bin ich es im Grabe schuldig, zu Ihnen ein Paar Worte der Kraft zu sprechen: Sie sind jetzt Ihr eigener Herr, werden Sie ein anderer Mensch, oder Sie sind, ich sage es Ihnen aus Ueberzeugung voraus, für immer verloren. Gerade jetzt ist es noch Zeit, die Straße des Verderbens zu verlassen. Vor allem rathe ich Ihnen, trennen Sie sich von Ihrem gegen Sie im Grunde so feindlichgesinnten Freunde, dem Wildenstein, der ist ein niedrig denkender Mensch, nicht würdig das Portedepée zu tragen, und stürzt Sie unvermeidlich in einen tiefen Abgrund. Ich habe dem Rittmeister dieses schon in's Gesicht gesagt, und ich trage keine Schuld, daß er nicht schon längst vom Regiment entfernt ist."

Der Major schwieg, wandte Rheinthalen den Rücken und ging. Gereizt, rief dieser: „Herr Oberstwachtmeister!" — Ruhig wandte sich Steinsberg, trat vor August hin, blickte ihn scharf an und fragte ganz kalt:

Was beliebt, Herr Kornet?

August schlug die Augen nieder, und schwieg; als er wieder in die Höhe blickte, war der böse Major verschwunden.

„Dieser Mann ist und bleibt einmal mein Feind, murmelte Rheinthal für sich hin," und verließ gleichfalls den Platz.

Als er aber über die Sache kälter nachdachte, kam es ihm doch vor, als wenn der böse Major nicht so ganz Unrecht gehabt hätte. Oft schon hatte es ihm geschienen, als ob Wildenstein es wirklich nicht so ganz redlich mit ihm meine, wie er es ihm mit Worten versicherte. Er beschloß, mit dem Rittmeister nach und nach vorsichtig zu brechen.

Vor der Hand riefen des Vaters Tod und Familienverhältnisse den Kornet zu seiner Mutter aufs Gut.

Im Herzogthum Thonland mußten die adeligen Jünglinge wohl früher klug werden, als die bürgerlichen, denn nach den weisen Gesetzen dieses Landes waren jene bereits nach dem zurückgelegten zwanzigsten, diese aber erst nach

dem fünf und zwanzigsten Jahre volljährig. August war zwanzig Jahre alt, und also nach den Landesgesetzen majorenn.

Nun sollte er sich mit seiner Mutter auseinandersetzen; der im Grunde nicht unedle Jüngling verwarf sogleich unwillig diesen Vorschlag. „Was mein ist, sprach er, gehört auch dir, gute Mutter!“

Die alte Frau von Rheinthal war von dieser bewiesenen kindlichen Liebe ihres Sohnes aufs äußerste gerührt. Sie schwur, daß sie stets eine treue Verwalterin des gemeinschaftlichen Vermögens bleiben würde, da August vor jetzt (zwar gegen der guten Mutter Willen) das Gut nicht übernehmen, sondern noch einige Jahre im Militär fortdienen wollte.

Nach einer Abwesenheit von einigen Wochen kehrte August, der nun Lieutenant geworden war, in die Hauptstadt zurück; unter seinem Gefolge befanden sich mehrere schwere Geldsäcke. Die alten Schulden wurden bezahlt, der Kredit blühte nun frischer als jemals, und

Augusts Leichtsinn und Lebenslust stellten sich wieder ein. Er hatte sich zwar vorgenommen gehabt, mit dem Rittmeister Wildenstein zu brechen, allein dieser Vorsatz war schon halb und halb vergessen, denn August war, wie alle Sterbliche, mehr oder weniger, Gewohnheitsmensch, und Wildensteins Gesellschaft war ihm schon ein Bedürfniß geworden. Als sich ihm derselbe nun vollends sogleich wieder mit allen Zeichen der innigsten Freundschaft und Theilnahme näherte, so war schnell wieder das alte Verhältniß und zwar fester als je erneuert. „Der griesgrämige böse Major, beruhigte sich August selbst, hat doch wohl unrecht gehabt, der Rittmeister ist ein fideler und leichtsinniger Patron, aber kein böser Mensch."

Bald ging es nicht nur nach der alten Weise, sondern noch viel toller. Der neue Herr Lieutenant konnte sich nun nicht mehr mit den edelsten Reitpferden begnügen, sondern es wurde ein Postzug angeschafft, dessen sich ein Fürst nicht hätte brauchen zu schämen. Die Zahl der Diener,

schaft und kostbare Livereen mußten dem Pestzuge entsprechen. Die kleine, niedliche Zella wurde förmlich unterhalten, dem ganzen Offizierkorps wurden öfters kostbare Feten gegeben, es wurde überhaupt ein Aufwand gemacht, den in die Länge höchstens ein Millionär hätte bestreiten können.

Mütterchen schickte ohne Widerrede die Summen, welche verlangt wurden. Sie selbst getraute sich kaum sich satt zu essen, die Unterthanen wurden gedrückt, kleine Grundstücke verkauft, in den Waldungen wurde übermäßig Holz geschlagen, Alles bloß um die unsinnige Verschwendung des Goldsöhnchens zu unterstützen. Freilich wußte davon August nichts, hätte es aber wissen können, wenn er sich hätte die Mühe nehmen wollen, nachzurechnen, wie viel ein Gut, das nur noch ungefähr achtzigtausend Thaler werth seyn konnte, im gewöhnlichen Wege einbringen mußte, und wenn er dagegen überschlagen hätte, um wie viel mehr er jährlich verschwendete als der Interessenbetrag im höchsten Anschlage ausmachen konnte.

Frau von Rheinthal reiste alle Jahre ein paarmal nach der Residenzstadt zum lieben Söhnchen. Wenn sie nun an seiner Seite durch die Straßen der Stadt an der gaffenden Menge vorbei im Vierspänner dahin flog; wenn ihr die ganze vornehme Welt sagte: Ihr Sohn, gnädige Frau! ist der schönste, der artigste und der witzigste Kavalier im ganzen Lande, dann war die eitle thörigte Mutter für alle ihre Sorgen hinlänglich entschädigt, und getraute sich auch nicht mit einem Worte den lieben August an weise Sparsamkeit zu mahnen. Nur daß sie ihm beständig reiche, junge Damen zu heirathen vorschlug, machte den Sohn stutzig, doch brachte er diese Vorschläge auf Rechnung der gewöhnlichen Lust zu kuppeln, die alten Müttern so eigen ist.

August hatte seine Liebe, die hohe Beglükkerin guter Menschen in der verderblichen Gesellschaft des Rittmeisters und einiger Kameraden von gleichem Gelichter für ein nicht existirendes Unding, für eine Chimäre, für eine zu-

pfindsame Narrheit und dergleichen halten lernen; die Ehe war in seinen Augen nichts anders als das Grab der Freiheit, und ein unerträgliches Sklavenjoch. Die Schriften, welche Wildenstein ihm in die Hände spielte, hauchten alle gleiche Grundsätze, und ähnlichen Geist; man kann sich daher wohl denken, daß die Anträge der Mutter nicht vielen Beifall fanden, doch wurden sie mit Stillschweigen übergangen, und Augusts Lebensweise erlitt keine Aenderung.

Um die letzte Hand an seine Bildung zu legen, sagte einst der Rittmeister, muß ein junger Kavalier reisen. August fing den Vorschlag sogleich auf; von der Ausführung dieses Planes versprach er sich viele Zerstreuung und großen Spaß. Eine weitläufige Reise wurde beschlossen. Mütterchen wurde von dem Vorsatz in Kenntniß gesetzt und gebeten, vor der Hand zum Antritt der Reise fünftausend Thaler zu übermachen.

Die arme Frau erschrack heftig, als sie den

Brief

Brief las. Durch die Verschwendung des Sohnes und theils auch durch die Wirthschaftsunkunde der Mutter war das schöne Gut schon sehr herabgekommen, die geforderte Summe konnte nicht anders als durch den Verkauf eines der bedeutenderen Grundstücke erlangt werden. Die Mutter wollte und konnte ohne des Sohnes Einwilligung diesen Schritt nicht beginnen, sie schrieb dieses ihrem August und wagte die Reise zu widerrathen. Der leichtsinnige August drang auf den Verkauf des Grundstückes, Mütterchen konnte nicht widerstehen, das Grundstück wurde weit unter seinem eigentlichen Werth losgeschlagen, August erhielt das Geld und trat in Wildensteins Gesellschaft die beabsichtigte Reise an, nachdem er noch vorher in der Residenzstadt ein nicht unbedeutendes Kapital auf seinen eigenen Namen aufgenommen hatte.

War August Verschwendung in der Heimath bedeutend gewesen, so war sie nun vollends im Auslande grenzenlos. Man wollte

sich sehen lassen, und dem vaterländischen Adel Ehre machen. Daß der Herr Rittmeister auf des Lieutenants Kosten reiste, versteht sich am Rande.

Nachdem man mehrere große Städte besucht hatte, setzte man sich in einem berühmten sehr besuchten Badeorte fest. Augusts Reisekasse hatte bedeutende Defekte erlitten und war nicht mehr stark genug, den einmal vorgesetzten Reiseplan hinlänglich zu unterstützen; den Plan aufzugeben und früher in die Garnison zurückzukehren, dies erlaubte Rheinthals Stolz nicht. Wildenstein wurde zu Rathe gezogen. „Ein Coup de genie, entschied der Rittmeister, muß helfen. Weißt du was, Brüderchen! fuhr er fort, hier wird stark gespielt, du weißt ich bin ein glücklicher Spieler, vertraue mir den Rest deiner Kasse, ich etablire ein Pharobänkchen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn in ein Paar Tagen unsere verlorene Kräfte nicht sämmtlich ersetzt wären. Dem leichtsinnigen Rheinthal leuchtete der Plan ein; seine

ganze Kasse bestand noch aus ungefähr dreitausend Thalern, er wollte Etwas davon auf den höchsten Nothfall zurückbehalten. „Gott bewahre, schrie Wildenstein, du verstehst den Commang nicht, alles muß in das Bänkchen, es ist ohnehin klein genug, ich werde schon zu rechter Zeit einlenken, wenn der Teufel sein Spiel treiben sollte. August gab nach, Wildenstein legte Abends eine Pharobank auf, die Sache ging vortrefflich. „Siehst du wohl, sagte der Rittmeister, als sie allein waren, ich wußte es ja wohl.“ Den zweiten Abend ging es noch besser, die Bank wurde duplirt. Wildenstein triumphirte, Rheinthal umarmte ihn als seinen Retter, mahnte aber vom fernern Spiele ab, dessen Tücken fürchtend. „Was fällt dir ein, versetzte der Rittmeister lachend, gerade wenn das Eisen warm ist, muß man es schmieden, ich sitze im Glücke, das muß benutzt werden, wir müssen viel reicher hier weggehen, als wir angekommen sind. Rheinthal gab ungerne nach. Der Abend erschien, Wil-

denstein rangirte seine Kasse, aus dem Bänkchen war nun eine Bank geworden. Das Spiel beginnt, die Bank gewinnt ansehnlich, da erscheint auf einmal ein bisher gar nicht bemerkter junger Mensch in sehr einfachem Anzuge und ruft das furchtbare: Va banc! — Allgemeines in dergleichen Fällen gewöhnliches Erstaunen. — Ernst forderte Wildenstein von dem jungen Manne Beweise der Zahlungsfähigkeit auf den Fall des Verlustes. Der junge Mann reichte dem Bankier eine Schreibtafel hin, die Papiere in derselben wurden aufmerksam durchgelesen. Gut! entschied endlich Wildenstein, indem er die Schreibtafel auf die Geldhaufen legte, ich werde abziehen. Todesstille und hohe Spannung unter den Anwesenden, während abgezogen wird, — endlich entscheidet Fortuna für — den Pointeur. Dieser, nicht so großmüthig als einst ein König von Polen in Venedig in einer gleichen Falle, packte die Bank sorgfältig zusammen und zog ab.

Einige der Anwesenden äußerten sonderbare

Bedenklichkeiten. Man wollte den Rittmeister den nemlichen Tag des Nachmittags in einem abgelegenen Winkel der Promenade mit demselben jungen Menschen, der nun die Bank gewonnen hatte, lange Zeit und sehr angelegentlich und vertraulich haben plaudern sehen. Einige Brunnengäste behaupteten geradezu, der glückliche Pointeur sei ein vacirender Schauspieler, für welchen einige Tage früher eine Kollekte gesammelt worden sey, man vernahm manches zweifelhafte: Hm Hm! doch wen ging eigentlich die Sache Etwas an. Des andern Tages war sie vergessen. Wie alles zusammenhing werden meine Leser leicht errathen. — August hatte von dem allen nichts mehr gehört, er hatte in dem Augenblicke, als der Zufall so unglücklich für ihn entschieden, in einer Art Verzweiflung den Saal verlassen, und war nach seinem Zimmer geeilt. Wildenstein folgte ihm bald darauf dahin. Rheinthal war zu edel, dem Rittmeister Vorwürfe zu machen, und vollends ein Mißtrauen kam ihm gar nicht in

den Sinn. Er klagte nur sehr bestürzt über die momentane beiderseitige Verlegenheit, der Rittmeister stimmte zwar in diese Klagen ein, schien aber bei weitem gefaßter als der Lieutenant. „Man muß nur den Kopf nicht verlieren, tröstete Wildenstein; für einen Mann in deinen Verhältnissen ist der Fall ja nicht niederschlagend. Nur schnell an Mama einen recht dringenden Brandbrief geschrieben, ich werde dich schon durchreißen, bis von dorther Geld kommen wird. Du sollst die gewohnte Lebensart fortsetzen, und sollte ich das letzte Hemd vom Leibe versetzen."

Gerührt umarmte der gutmüthige August den feindlichen Freund. „Nun sehe ich, rief er aus, daß du ein echter Freund, ein wahrer Freund in der Noth bist." Der arme Betrogene! —

Es ging sogleich ein Brief an Mütterchen ab. Die Wahrheit durfte man freilich nicht schreiben. Man gab vor, auf der Landstraße von Räubern ausgeplündert worden zu seyn

man beschrieb die gegenwärtige Lage als fürchterlich, mit den allerschwärzesten Farben. Zur Ehre Augusts müssen wir anmerken, daß er bei Niederschreibung dieser Lüge erröthete, und daß das Mährchen die Erfindung des Freundes in der Noth war.

Wie erschrack die arme Frau von Rheinthal, als sie die Schreckensnachrichten erhielt. Sie hatte nichts eiligeres zu thun, als sogleich ihren Schmuck zu verkaufen, immer sah sie ihren Liebling in den Händen der Räuber, sie konnte sich gar nicht beruhigen.

Ein Grenznachbar hatte längst Lust bezeigt, einen Theil der Rheinthalischen Waldungen zu kaufen, nun wurden ihm diese Gehölze selbst von Seiten der Frau v. Rheinthal angeboten, er erstand dieselben weit unten ihrem eigentlichen Werth.

Wildenstein hatte indessen Wort gehalten. Das lustige Leben der beiden Reisenden ging fort nach wie vor, der Rittmeister wußte immer Geld genug zu schaffen, August konnte

gar nicht begreifen, wo er es hernahm, an dem Orte, an welchem sie beide wildfremd waren. Wildenstein schloß seine Uhr, seine Tuchnadel, seine Ringe — ein Stück nach dem andern in den Koffer, um Rheinthal glauben zu machen, er habe alle diese Sachen zu seinem Besten versetzt oder verkauft; kam zufällig die Rede auf die gegenwärtigen, ungünstigen Verhältnisse, so brach der Rittmeister schnell ab. August nannte dieses Benehmen: Delikatesse, und sein dankbares Gemüth wurde ungemein gerührt.

Endlich kam Geld von Hause an, viel mehr als man erwartet und verlangt hatte. Mütterchens Brief enthielt nichts als Zärtlichkeiten und Besorgnisse. August klagte sich hart an, daß er die gute Mutter unnöthig in so fürchterliche Aengste versetzt habe. Wildenstein lachte und nannte Rheinthals Exklamationen sentimentale Narrheit; dadurch empfahl er sich gerade nicht bei Rheinthal, indeß ersetzte er ihm seine gemachte Auslagen auf eine höchst großmüthige Weise.

Die Badezeit war vorüber, die beiden Offiziere setzten ihre Reise fort, man besuchte noch mehrere große Orte, und entschädigte sich für den kleinen Unfall durch Verdoppelung der feinsten und kostspieligsten Genüsse, die man sich, ohne die Kasse im mindesten zu schonen, verschaffte. Oft lag der Rittmeister Rheinthalen an, es noch einmal mit Miß Fortuna am Spieltische zu versuchen, allein Rheinthal lehnte konsequent genug, alle diese Anträge hartnäckig ab. Als endlich der Boden der Kasse sichtbar wurde, traf man ernstliche Anstalten ins Vaterland und nach Kallendorf zurückzukehren. Dort angelangt folgte August vor allem dem Triebe seines Herzens, und eilte nach seinem Gute, um seine nur zu gute Mutter zu besuchen. Mit ungemeiner Rührung und Freude schloß die alte Dame den lang entbehrten Liebling an ihr Herz. Indeß kamen bald traurige Bothschaften zum Vorscheine. Der alte Rheinthal hatte einst ein Kapital von zwanzigtausend Thalern in einem der ersten Häuser einer be-

nachbarten großen Handelsstadt niedergelegt, das Haus hatte fallirt, und die Hoffnung vom Kapital etwas zu retten war gering, weil der Banquerot bedeutend, und die Rheinthalische Forderung nur Buchschuld war. Mit Mühe bestimmte die Mutter den leichtsinnigen Sohn, endlich einmal mit dem Verwalter einen Ueberschlag des noch vorhandenen gemeinschaftlichen Vermögens zu machen. Das Resultat, welches zum Vorschein kam, erfüllte beide mit Schrecken. Nach Abzug des so eben verlorenen Kapitals, der Schulden, die auf einigen Grundstücken hafteten, und derjenigen, welche August auf seinen Namen kontrahirt hatte, blieb, wenn man das Schloß und die Oekonomiegebäude nicht mit in Anschlag brachte, nicht viel mehr übrig, als — nichts. Nun gewann es endlich doch die Mutter über sich, dem Sohne einige Einschränkung ernstlich bittend zu empfehlen. August versprach Alles — und hielt nichts. Mit den letzten Mutterpfennigen versehen kehrte er nach Kallendorf zurück. Die

kleine Jella war während Rheinthals Abwesenheit mit einem Domherrn auf Reisen gegangen, der muntere Lieutenant lachte darüber.

Es war unterdessen eine italienische Sängerin in Kallendorf angekommen, welche die Aufmerksamkeit der ganzen schönen Welt auf sich zog, woran ihre seltene reine Stimme, vereint mit der besten Manier, nicht weniger Antheil hatte als ihre Gestalt. Diese Gestalt konnte den Himmel nicht verleugnen, unter dem sie gereift war. Das große schwarze brennende Auge, das glänzende geringelte Haar von gleicher Farbe, der schwellende Busen, die abgerundeten üppigen Formen; ein gewisses einladendes Embonpoint, — ließen die höchste Wonne in den Armen der Dame ahnen.

Allein die Donna war stolz und hochfahrend, sie lehnte einige Anträge reicher Edelleute auf die beleidigendste Art ab. Dies schreckte, man bewunderte die schöne Frau, wie ein unerreichbares Gut.

Donna Tallerni sehen und sich heftig

in sie verlieben, dies war bei August die Sache eines Augenblickes. Er hörte von ihrem Benehmen gegen Andere, dies reizte den eitlen Jüngling noch mehr. Er nahte der Donna artig und vorsichtig, und bald ahnte er, daß die Italienerin nicht in dem Maße die Neigungen ihres Vaterlandes verleugnen dürfte, als die Welt bisher glaubte, bald war er vom Gegentheile auf die unzweideutigste Art überzeugt. Die Talent galt bald allgemein als Rheinthals erklärte förmlich unterhaltene Geliebte. Man sah nun deutlich, was es früher mit der Donna für eine Bewandniß gehabt hatte: ihre Anbeter waren ihr alle zu ungelenk, zu wenig schön, zu arm, oder zu wenig freigebig u. s. w. gewesen, allein in dem Lieutenant v. Rheinthal, dem Adonis der Residenzstadt, fand sie alle Lieblingseigenschaften im schönsten Vereine, und wer hätte da der guten Donna zumuthen wollen, länger die Grausame und Unerbittliche zu spielen?

Die Italienerin hatte übrigens mehr Be-

dürfnisse als alle ehemaligen Geliebtinnen Augusts, sie mußte ihre eigene Equipage, ihre Sommerwohnung, und weiß der Himmel, was noch alles haben, auch gab sie den singenden, dichtenden, blasenden und andern Genies der Hauptstadt häufig kostbare Feten; mit einem Worte, August mußte die Götternächte, die er in ihren Armen durchschwelgte, und die Freude, sich von der ganzen Kallendorfer eleganten männlichen Welt beneidet zu sehen, theuer genug bezahlen, und er mochte auch leisten, was er wollte, er konnte die launische Italienerin nie ganz zufrieden stellen. Solche Verschwendungen mußten einen Kavalier, mit dem es ohnehin schon so so stand, in kurzer Zeit in ein eigentliches Schuldenlabyrinth bringen, dies konnte nicht fehlen, doch hatte der Stadt- und Landberühmte Rheinthal noch immer Kredit, wo er nur anpochte, und Donna Talerni sorgte dafür, daß solch' eine schätzbare Sache, wie der Kredit ist, nicht unbenutzt blieb. Die Sängerin war im eigentlich-

sten Sinne des Wortes — seine feindliche Freundin.

In gewissen Stunden wurde es dem Lieutenant doch oft ganz unwohl zu Muthe. Er fragte sich dann selbst: „wie wird das werden?“ und die Zukunft stellte sich ihm in finstern Bildern dar.

Doch hatten solche melankolische Meditationen leider keine heilsame, sondern nur die unseligen Folgen, daß sich Rheinthal, um sich zu zerstreuen, nur immer tiefer und tiefer in den Strudel der Debauchen stürzte.

Einst überraschte ihn Wildenstein allein in einer sehr mißmüthigen und niedergeschlagenen Stimmung. Der Rittmeister fragte scherzend nach der Ursache der üblen Laune, und Rheinthal schenkte seinem Busenfreunde zum erstenmale klaren Wein ein. Wildenstein stutzte, doch tröstete er nach einer Pause den Lieutenant lachend mit den Worten: „Du mußt dir durch einen coup de genie helfen.“ Durch welchen? fragte August begierig, nur schlag', mir nicht

wieder wie dort im Bade Zuflucht im Spiele vor, denn dazu entschließe ich mich nimmermehr, zu theuer habe ich die diesfalsigen Versuche bezahlt. „Nein, nein, antwortete Wildenstein, du mußt Etwas anderes beginnen, was schnell viel Geld schafft, laß mich nur nachdenken.“ Er ging.

Nach einigen Tagen stürzte der Rittmeister polternd und fröhlich in Rheinthals Stube. „Ich hab's, ich hab's, Herr Bruder! rief er triumphirend, wenn du nur selbst willst, so bist du in Jahr und Tag so reich, als zu der Zeit, da dein Vater starb.“

Wie könnte dieses geschehen? fragte August gespannt. „Auf die leichteste Art in der Welt, antwortete Wildenstein, du legst eine Marmorfabrike an.“ Eine Marmorfabrike anlegen — und ich, eine Marmorfabrik anlegen? — du bist wohl toll geworden, entgegnete Rheinthal verwundert.

„Warum nicht gar, antwortete Wildenstein, höre mich einmal aufmerksam an: Gegenwärtig

ist ein Mann hier in Kallendorf, der sich Schwindel nennt. Dieser Schwindel ist das größte Genie, welches unter der Sonne lebt. Er ist alles in allem, Kaufmann, Fabrikant, Künstler, Gelehrter, Mechaniker, Färber, Kunstdreher, Seifensieder, Chemiker, Bildhauer, Arzt, Jurist, Kameralist — mit einem Worte ein eigentliches Naturwunder. —"

„Schwindel war schon öfters in England, in Frankreich, allenthalben, am liebsten aber weilt er in Deutschland. Er hat eine Menge Maschinen, Beitzen, allerlei erfunden. Schwindel kann beweisen, daß seine Erfindungen und Meisterwerke beinahe auf allen Universitäten der Welt schon gekrönt worden sind. Aber alle seine bisherigen Leistungen sind Pappstiel gegen seine neueste erst hier gemachte Erfindung."

„Höre und staune: Schwindel setzt nun aus Haarpuder, pulverisirtem Sandstein, Sägespänen, Alaun, Kühhaaren und einigen andern Ingredienzien eine Masse zusammen, die im

welchen Zustande jede beliebige Form annimmt, der Luft ausgesetzt aber sich versteinert und in den reinsten kararischen Marmor verwandelt. Schwindel kann dir von unserer weltberühmten Akademie der Wissenschaften und bildenden Künste ein in Forma ausgestelltes schriftliches Zeugniß vorlegen, daß eine aus der erfundenen Masse von ihm fabrizirte Themis nichts weniger als eine Themis von reinem kararischen Marmor ist.

Der große Mann bot unserm Herzoge an, eine große Marmorfabrike zu errichten, die auf Staatsregie ihren Fortgang haben soll. Der Durchlauchtigste Herzog ist nun zwar dem Schwindel gar nicht abgeneigt, allein unsere hohe Staats-Beamte, Gelehrten u. s. w. behaupten: alle selbst Schwindel zu seyn, und wollen den Fremden gar nicht aufkommen lassen.

F. H. Jacobi hat wohl Recht, wenn er sagt: das charakteristische Zeichen des Genies ist das Vergessen seiner selbst

durch das Leben in einer Idee. Das Leben in der Idee muß das eigene natürliche Leben ganz verschlingen.

Denn Schwindel will nichts als Ausübung und Ausbreitung seiner Erfindung; an sich selbst an seinen Vortheil denkt er nie und hat nie daran gedacht, er lebt blos seinen Ideen, darum ist er stets arm geblieben. Schwindels erfundene Masse ist sehr wohlfeil, mit drei, vier Thalern ist er im Stande, Marmorblöcke herzustellen, die für Hunderte reißend abgehen. Alles ist so klar, so erwiesen, so hell wie die Sonne am Himmel. Ich habe heute mit dem großen Manne selbst gesprochen, mich von allem überzeugt. Findet Schwindel einen Mann, der ihn in Stand setzt, seine Ideen zu realisiren, so will er diesen Mann als seinen Engel betrachten, ihm als Werkmeister dienen, auf allen aus der Sache hervorgehenden Vortheil Verzicht leisten, und sich mit einem mäßigen Jahrgehalt begnügen. Freilich, das versteht sich am Rande, die Sache müßte gleich en gros

entreprenirt, dem genialen Künstler ganz freie Hand gelassen werden. Zehntausend Thaler wären zum Anfange erforderlich — schaffst du die, so kommandirst du binnen ein Paar Jahren Hunderttausende.

Rheinthal hatte die seltsame Rede mit offenen Ohren und weit aufgesperrtem Munde und Augen angehört. Die Sache lautete so sonderbar, so unerhört, so mährchenhaft — und doch, dachte er wieder, was wurde auf der Welt nicht schon alles erfunden, was man zu erfinden vielleicht früher für unmöglich gehalten hätte. In welch Erstaunen mag die Menschheit die Erfindung des Glases, des Porcellans u. s. w. im Anfange versetzt haben.

Der Schiffbrüchige greift begierig und Rettung hoffend nach einem Strohhalm. Rheinthal ließ sich bewegen mit dem Rittmeister zu dem berühmten Schwindel zu gehen. Du willst mit eignen Augen sehen, genau prüfen, sagte er zu sich selbst, vielleicht gelingt es dir, einen Betrüger zu entlarven.

Er fand in Schwindeln einen bescheidenen stillen Mann, der seinen Weltton offenbarte. Kam er auf seine Erfindung zu sprechen, dann war er ganz Leben, er schien begeistert, seine Augen glänzten. Seine Sprache schien die Sprache der Ueberzeugung zu seyn, Rheinthal wußte nicht, was er von der Sache denken sollte. Nun mengte Schwindel die mystische Masse; mit leichter schneller Künstlerhand formte er aus dem Teig eine kleine Figur, die ein Ungeheuer vorstellte. Er händigte die Form Rheinthalen mit den Worten ein: „Gnädiger Herr! nehmen Sie hier dieses kleine nichtsbedeutende Kunstprodukt, setzen Sie es vor Ihr Stubenfenster, es weht ein frischer Nordwind, vielleicht, daß schon morgen die seltene Metamorphose zu Stande gekommen ist, zu Stande kommen muß sie auf jeden Fall. Rheinthal ließ sich die Form durch den Bedienten nach Hause tragen. Wir werden ja das Wunder sehen, sagte er, und setzte das Kunstprodukt vor sein Fenster an die frische Luft.

Den Nachmittag vertollte er mit Wildenstein und andern wilden Kameraden. Die Nacht brachte er in den Armen seiner Donna Talerni zu. Als er gegen Morgen nach Hause kam, war das erste, nach seinem kleinen Ungeheuer, das vor dem Fenster stand, zu sehen. Kaum glaubte er, seinen Augen und seinem Gefühle trauen zu dürfen; es war wirklicher reiner Marmor, den er in seinen Händen hielt. Ja, dies ist wirklich ungeheuer! — rief er aus; daß hier ein Betrug obwalten könne, kam ihm gar nicht in den Sinn. Er steckte die kleine Figur in die Tasche, und ging zu einigen Kunstkennern. „Was ist dieses für eine Masse, aus welcher die Figur hier geformt ist?" fragte er. Reiner karariſcher Marmor, antworteten sämmtliche Kunstverständige. Wildenstein hatte gewarnt, im Erprobungsfalle mit Niemanden von dem Zusammenhange der Sache zu sprechen, damit ihnen keiner zuvorkäme. Rheinthal erinnerte sich der Warnung des feindlichen Freundes, schwieg und eilte zu dem Rittmeister. Beide

begaben sich bald darauf zu Herrn Schwindel. Der Mann schien nicht im geringsten erstaunt oder erfreut, als Rheinthal das kleine Ungeheuer aus der Tasche zog. Der geniale Schöpfer begnügte sich blos zu sagen: „Ich war meiner Sache gewß."

Bei Rheinthal waren nun alle Zweifel geschwunden. Er ließ sich mit Schwindel näher ein. Der Künstler zeigte unwiderstreitbar, daß wenn die Fabrikation des Marmors ins Große getrieben würde, in einem Jahre mit zehntausend, wenigstens dreißigtausend Thaler gewonnen werden müßten. Dabei wiederholte er nun die Anträge selbst, die er Rheinthalen schon durch den Rittmeister hatte machen lassen. August konnte die Uneigennützigkeit dieses Menschen gar nicht begreifen. Schwindel sagte: „ich bin ein lediger Mann, habe wenige Bedürfnisse und lebe blos der Kunst. Wenn Sie das Geld vorschießen, gebührt Ihnen auch der Gewinn, der aus der neuen Fabrik hervorgeht. Ich bin blos Ihr Werkmeister und begnüge

mich mit einem Jahrgehalt von 1500 Thalern.“ Sie sollen dreitausend Thaler haben, rief Rheinthal, und wenn die Sache den guten Fortgang hat, den Sie versprechen, und den ich nicht bezweifeln kann, so rechnen Sie auf meine besondere Dankbarkeit. Die zehntausend Thaler werde ich herbeischaffen.

Im Herzogthume Thonland ging man so weit, einen Kavalier für deshonorirt zu halten, wenn ein bürgerliches Gewerbe auch nur unter seinem Namen getrieben wurde. Es wurde demnach verabredet, daß die Fabrik ganz unter Schwindels Namen errichtet und ihren Fortgang haben sollte, der brave Schwindel versprach feierlich, es Niemanden zu sagen, daß eigentlich Rheinthal der wahre Eigenthümer der Fabrik sey.

Nun kam es zum Beginnen der Geschäfte nur noch auf eine Kleinigkeit an, nehmlich — auf die Herbeischaffung der Summe.

Rheinthal fühlte, daß die Beseitigung dieser Kleinigkeit dennoch ihre Schwierigkeiten ha-

ben würde. Er reiste selbst zu seiner Mutter aufs Gut, um sie zu bitten, ihm die Summe zu verschaffen. Die alte Frau von Rheinthal machte gewaltige Augen, als sie den Antrag vernahm. Als ihr aber August sagte, zu welchem Behufe er die Summe wünschte, als er das Mittel, als die letzte Zuflucht anpries, durch welche es möglich zu machen seyn würde, das Gut und die Ehre der Rheinthalschen Familie zu retten, ging die Mutter, deren Sache scharfsinnige Kombinationen ohnedieß nicht waren, freudig in den Plan ein.

Nun kam es nur darauf an, einen Kreditor zu finden, dies war aber so leicht nicht, als Mutter und Sohn dachten. Sämmtliche noch vorhandene Grundstücke waren bereits so verschuldet, daß Rheinthals auch nicht eine Erdscholle mehr die ihrige nennen konnten; mit denen noch zum Gute gehörigen Waldungen war es derselbe Fall, nur auf den Wohn- und Oekonomie-Gebäuden hafteten noch keine Passiv-Kapitalien.

Im Herzogthum Thonland gab es wohl eine Akademie der Wissenschaften, aber keine Feuerversicherungs-Anstalt, und es hielt daher schwer, auf Gebäude Geld zu erhalten. Endlich fand sich doch nach vielen vergeblichen Bemühungen ein gutmüthiger Mann, der Rheinthals auf ihr Schloß und auf ihre Oekonomiegebäude zehntausend Thaler borgte. Wer war froher als August, er reiste mit dem Gelde schnell nach Kallendorf zurück, und hatte nichts eiligeres zu thun, als die Summe schnell dem großen Schwindel einzuhändigen.

Die sonderbare Marmorfabrikation nahm ihren Anfang. Die Sache selbst hatte für Rheinthal wenig Interesse, er kümmerte sich auch gar nicht darum, sondern sehnte sich nur nach den großen baaren Summen, welche nach Schwindels Versicherung nach Verfluß weniger Monate einziehen würden.

Uebrigens trieb nun Rheinthal die einmal zur Gewohnheit gewordene Verschwendung toller als jemals, in der sichern Aussicht, daß die

Marmorfabrikation alle Kassendefekte hinlänglich decken würde. Wie hätte er sich auch peinigenden Zweifeln überlassen können; schon nach Verfluß der ersten drei Wochen brachte ihm Schwindel einen in der neuen Fabrike verfertigten marmornen Apoll, für welchen dreißig Louisd'or geboten wurden, und welcher nach Schwindels Zeugniß Rheinthalen nicht höher als acht Thaler zu stehen kam. Der Apoll wanderte in das Boudoir der kunstsinnigen Donna Talerni. Schwindel erhielt ein kleines Präsent und eine große Belobung, zugleich aber den dringenden Auftrag, nun unverzüglich auf die Verfertigung und den Verkauf großer Marmormassen zu denken. Rheinthal sagte keine Unwahrheit, wenn er vergab, bald und dringend Geld zu bedürfen. Schwindel versprach goldene Berge.

Die schöne Italiänerin, welche Augusten festzuhalten wußte, klagte beständig über ihr erbärmliches Ameublement, nun glaubte Rheinthal gegen ihre Klagen nicht länger unempfind-

lich seyn zu dürfen. Der Besitzer einer der größten Niederlagen kostbarer und geschmackvoller Meubles in der Haupt- und Residenzstadt versah die Signora nach ihren Wünschen mit dem nöthigsten Bedarf, wie sie sagte, und Rheinthal stellte dem Kaufmann dafür einen nach drei Monaten zahlbaren Wechsel von 1500 Thalern aus.

Glühende Küsse der Donna lohnten den aufmerksamen galanten Liebhaber.

Plötzlich war Schwindel, nemlich das fabricirende Kraftgenie aus Kallendorf und dem Herzogthum Thonland verschwunden. Es entdeckte sich bald, was es mit der Marmorfabrikation für eine Bewandniß gehabt hatte; das Ganze war nemlich nichts mehr und nichts weniger — als eine Betrügerei, und Monsieur Schwindel ein äußerst feiner und listiger Betrüger, der nicht nur dem lieben Publikum und Rheinthalen, sondern selbst der Hochpreißlichen, Herzoglich-Thonländischen Akademie der Wissenschaften und bildenden Künste

eine derbe Nase gedreht hatte. Es hatte zwar seine volle Richtigkeit, die der Akademie präsentirte Themis, der im Boudoir der Talerni residirende Apoll, das kleine Ungeheuer, welches Rheinthal so sorgfältig der freien Luft exponirt hatte — alle diese Statuen waren von ächtem karrarischem Marmor, denn Schwindel hatte sie in einer Kunsthandlung der benachbarten Handlungsstadt — gekauft; seine erfundene Masse aber war ein nichtsbedeutender Quark, allein er besaß die Geschicklichkeit, aus diesem Quark alle Gegenstände täuschend nachzubilden, welches auch mit den erkauften Kunstprodukten geschah. Schwindel zeigte nun seine Nachbildungen als Originalien vor, und verwechselte dann durch irgend ein geschicktes Taschenspielerstückchen jene mit diesen, — hierin lag das ganze Geheimniß.

Das Publikum lachte, die Hochpreißliche, Herzogliche Akademie der Wissenschaften ärgerte sich, und Rheinthal, — der arme Rheinthal war in Verzweiflung. Er durfte, um sich nicht

dem allgemeinen Gelächter und Spott preiszugeben, von dem Geschehenen gar nichts ruchbar werden lassen, allein man denke sich einmal lebhaft in die schreckliche Lage des Betrogenen. Die zehentausend Thaler, welche Schwindel wahrscheinlich mit Wildenstein getheilt hatte, waren das letzte Kapital gewesen, welches man auf das Gut aufnehmen konnte, und das ohne eine bedeutende Summe gar nicht zu retten war; woher aber die Summe nehmen? Rheinthal selbst hatte auf seinen eigenen Namen ungefähr 6 bis 8000 Thaler Schulden kontrahirt, womit sollten die bezahlt werden? — und nun vollends seine arme alte Mutter, wovon sollte die leben, wenn das Gut den Gläubigern überlassen wurde, welches doch früher oder später geschehen mußte? —

Es ist nicht zu läugnen, August hatte diese wirkliche traurige Lage durch seinen Leichtsinn selbst herbeigeführt, allein sie wurde durch dieses Bewußtseyn für ihn nur um so peinigender. Er war weder im Grunde bös, noch ohne Ehr-

gelz, — und jetzt stand seine Ehre, — Alles, auf dem Spiele.

Diese Vorstellungen waren fürchterlich für ihn, er war ein Paarmal nahe daran, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, allein davon hielt den guten Jungen der Gedanke an seine arme alte Mutter zurück. Anvertrauen konnte er sich Niemanden, denn Wildenstein hatte eine Reise zu entfernten Verwandten gemacht; was war einem Charakter, wie der unsres Rheinthal war, natürlicher, — er stürzte sich, um dem nagenden Bewußtseyn zu entgehen, und um die schwarzen Bilder der Zukunft gewaltsam los zu werden, in einen Strudel wilder Zerstreuungen.

Das übermäßige Trinken hatte August nie leiden können, stets hatte er es für eine Entehrung der Menschheit erklärt, und, wer sollte es glauben? — jetzt fing er selbst an sich häufig, ja beinahe täglich zu betrinken, es war ihm in dem Zustande der Trunkenheit so wohl, so behaglich, seine ganze traurige Lage erschien

ihm dann in einem ganz andern Lichte, er hielt sich für mächtiger als den Herzog von Thonland und für weiser als die Akademie der Wissenschaften in Kallendorf. So wahr ist es, daß ein Laster, eine Unbesonnenheit, immer wieder eine andere in ihrem Gefolge hat, und daß Verhältnisse und Leidenschaften den Menschen so oft zu Handlungen bestimmen, die er früher verabscheute.

„Kein Uebel kömmt allein, es müssen mehrere seyn," so heißt ein altes deutsches Sprichwort, dessen Wahrheit der Zufall öfters bestätiget.

Einst lag August spät am Abend in den Armen der schönen Italiänerin, da wurde plötzlich heftig an die Thüre gepocht, eine fatale Unterbrechung, derjenigen gleich, die er vor Jahren bei der kleinen Ballettänzerin erfahren hatte. Man öffnete; Augusts treuer Diener stürzte bleich und entstellt in die Stube, und meldete: „daß des Herrn Lieutenants Schloß (von Kallendorf nur zwei Meilen weit entfernt) in

Flammen stehe.“ August erschrack heftig, er warf sich halb bewußtlos auf sein schnellstes Pferd, und jagte nach seinem Gute. Als er dort angekommen war, fand er nicht nur das Schloß mit seinen Nebengebäuden in Schutt und Asche, sondern alle Mobilien, alle zur Bestellung der Felder nöthige Geräthe, Alles war verbrannt. Die alte Frau von Rheinthal war mehr todt als lebendig. Die natürlich guten Eigenschaften Augusts zeigten sich bei dieser Gelegenheit in ihrem schönsten Lichte, er hatte, als er seine arme Mutter in solch bemitleidenswerthem Zustande sah, für nichts Augen, als für sie. Er überließ alle Anordnungen und dringende Geschäfte dem Verwalter, um seine geliebte alte Mutter von dem Orte des Jammers weg und an einen sichern Ort zu bringen. In der Lage, in welcher sie sich befand, wollte sie nicht in die Residenzstadt, August brachte sie in ein benachbartes Landstädtchen zu einer weitläuftigen Verwandtin. Als sich Frau von Rheinthal vom ersten Schrecken

ei ni-

einigermaßen erholt hatte, mußte ihr Sohn nach Kallendorf zurückkehren.

Nach dem, was meine Leser wissen, haben wir nicht mehr nöthig, ihnen von der Stimmung zu sprechen, in welche August durch diesen für ihn so großen Unglücksfall versetzt werden mußte; seine Lage fing nun an, sich auf eine für ihn höchst traurige Weise zu entwickeln.

Der Gläubiger, welcher nur noch neulich auf das Schloß und die Nebengebäude zehntausend Thaler geborgt hatte, schlug Lärmen, und wollte sich mit seiner Forderung an die Grundstücke und das übrige Rheinthalsche Vermögen halten, nun geriethen sogleich sämmtliche Kreditoren in Allarm, jeder pochte auf seine Ansprüche, die Sache kam vor Gericht; der Passivstand des Rheinthalschen Vermögens wurde bei weitem bedeutender als der Aktivstand befunden, — der Concurs ward eröffnet.

Nun erwachten auch des Lieutenants Privatgläubiger in der Residenzstadt, keiner hatte des gemachten immer gleichen großen Aufwan-

des halber geglaubt, daß es dort so schlecht stünde, desto unartiger benahmen sich die Herren, da sie sich getäuscht fanden.

„Mit dem Rheinthal ists alle.“ Diese Worte liefen wie ein Lauffeuer umher, und der arme August gerieth in die schrecklichste Klemme. Nun bekam er Gelegenheit sich recht deutlich von der Wahrheit des: Donec eris felix ꝛc. ꝛc. zu überzeugen.

Donna Talerni verschwand schnell aus Kallendorf, um wie es hieß, eine längst beabsichtigte Kunstreise anzutreten. Die Dame war so unartig, von ihrem zärtlichen Freunde keinen Abschied zu nehmen.

Rheinthals Freunde zogen sich alle von ihm zurück, der schöne Postzug und seine kostbaren Umgebungen mußten schnell verabschiedet werden, seine Gläubiger belangten den Lieutenant bei den Regiments-Gerichten. Rheinthal war zwar nicht als Offizier, wohl aber als Gutsbesitzer nach den Landesgesetzen wechselfähig, eine Menge seiner Wechsel verfielen, ohne

daß er sie decken konnte. Der General des Gardekorps war Rheinthals Feind, weil er ihm neulich eine echt arabische Stute, welche der Herr General haben wollte, rundweg abgeschlagen hatte.

Dem Lieutenant Rheinthal wurde eine kurze Zeitfrist anberaumt, nach deren Verfluß er sich bestimmt erklären sollte, wann und wie er seine zahlreichen Gläubiger befriedigen würde. Fiel diese Erklärung nicht genügend aus, so stand es schlimm um Rheinthals sogenannte Offizierehre, und er konnte sich auf diesen Fall immerhin darauf gefaßt machen, nicht auf die ehrenvollste Weise vom Regiment entlassen zu werden.

August hatte Gefühl und Ehrgeiz, — sicher hätte er diese Vorfälle alle nicht überlebt, wenn ihm nicht sein Stolz gesagt hätte, du darfst nicht als ein H—f—t aus der Welt gehen, als ein ehrloser Schuldner, zudem war seine gute Mutter nun eine Bettlerin, eine Bettlerin durch seine Schuld; der brave Junge beschloß,

seine geliebte Mutter nicht hungern zu lassen, und wenn er sie auch durch Lasttragen ernähren müßte. Er studirte Tag und Nacht, was nun die Klugheit in seiner Lage zu beginnen geböte, allein sein Verstand zeigte ihm des schärfsten Nachsinnens ungeachtet keinen Ausweg, — endlich versank er in eine Art stumpfer Indolenz.

Nun kehrte Wildenstein nach Kallendorf zurück. Jedermann war begierig, wie sich der Rittmeister gegen Rheinthal nehmen würde. Gern hätte Wildenstein sich sogleich wie die übrigen gänzlich von Rheinthal entfernt gehalten; allein die Klugheit verbot dem feinen Herrn ein solches Benehmen, welches ihm in den Augen Aller hätte schaden müssen. Er besuchte den Lieutenant. Mit hoher Rührung empfing Rheinthal den feindlichsten seiner Freunde. „Ja, rief er aus, nun sehe ich es, daß du allein mein wahrer und einziger, mein Freund in der Noth bist, alle haben mich verlassen, ich wußte es ja wohl, daß du allein mich nicht

verleugnen würdest.“ Der Rittmeister gerieth doch ein wenig in Verlegenheit, denn er war sich des Edelmuthes nicht bewußt, den ihm Rheinthal andichtete.

Rheinthal sprach über das Kritische seiner Lage, Wildenstein brachte lachend leichtsinnige Trostgründe aus, nicht genügend dem Manne von Ehre, — Rheinthal foderte Freundes Rath, und zwar klugen durchdachten Rath. „Ein Coup de genie muß wieder helfen,“ rief endlich Wildenstein. Diese Worte waren immer sein Lückenbüßer, wenn er nichts mehr zu sprechen wußte. „Ach,“ antwortete Rheinthal seufzend, „die unseligen Coups de genie haben mich ja aber dahin gebracht, wo ich nun stehe.“ —

Eine vernünftige Heirath muß dich aus der Patsche ziehen, Herr Bruder! fiel ihm Wildenstein ins Wort.

„Eine Heirath? — stammelte August, getroffen von dem Ueberraschenden des Rathes.

Nicht anders, entgegnete der Rittmeister, du bist schön, jung, witzig, beliebt — wir ha-

ben der alten reichen Weiber mehr hier in Kallendorf, welche die Finger nach dir lecken werden, entschließe dich, beiße in einen herben Apfel, dann ist deine Ehre, dein Gut und die Mutter gerettet, du fängst wieder von vorne an, und lachst deinen Feinden Etwas ins Fäustchen.

Wir haben schon gesagt, August hatte bisher keinen Begriff von der Himmelstochter, die sich reine Liebe nennt, seine Lage war so fürchterlich, die Aussichten, welche ihm Wildenstein zuletzt eröffnet hatte, waren so lockend; — mit hochrothen Wangen und leiser Stimme sagte er: „Ach es würde mich doch keine haben wollen, und um welche sollte ich denn wohl werben?"

Um keine andere, als um die Pockenstein, erwiderte der Rittmeister. Nein, lieber um den Teufel, rief August entrüstet, und glühend vor Zorn.

„Nach Belieben," sprach Wildenstein ganz kalt. „Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch

nicht zu helfen.“ Mit diesen Worten nahm er seinen Helm, und verließ den Lieutenant, der mit hastigen langen Schritten seine Stube maß.

Die Oberlandjägermeisterin Hortensia von Pockenstein war bereits seit 27 Jahren Wittwe. Sie war im eigentlichsten Sinne des Wortes ein physisches und moralisches Monstrum; ihr einziges Verdienst war der Besitz einer halben Million.

Frau von Pockenstein hatte nun gerade ihr drei und sechzigstes Jahr erreicht. Sie war von Wuchs nicht groß, aber von desto breiterem Umfange; der Umstand, daß sie vorn wie hinten ganz platt gedrückt war, gab ihrer Figur viele Aehnlichkeit mit dem unteren Theile einer hundertjährigen auseinander gesägten Eiche. Ihre Beine, ohnehin unförmlich, waren seit Jahren dick geschwollen, sie konnte dieselben, wenn sie ging, nicht in die Höhe heben, und es verursachte daher ein sonderbares Geräusch, wenn sich die sonderbare Figur in Bewegung setzte,

ihre Arme und Hände waren so klein und steckten so tief in der Fleischmasse, daß sie beinahe ganz unsichtbar waren. Man kann sich unmöglich eine widerlichere Fratze vorstellen, als das Gesicht dieser gnädigen Frau. Es war ein Abglanz der üblen Laune, des Mißvergnügens und der Bosheit. Sie hatte sich angewöhnt, die Oberlippe beständig in die Höhe zu ziehen, wodurch freie Aussicht in ihren großen zahnlosen Mund eröffnet wurde, und die kleinen grauen Augen immer halb verschlossen waren. Ihr Teint hatte die Farbe einer egyptischen Mumie, die grauen Haare hingen unordentlich um das gräßliche Medusenhaupt, welches eine schief gedrückte, ehemals weiße, Mütze bedeckte. Die Sprache der Frau von Falkenstein ging durch die Nase und war ungeheuer schleppend, nach jedem Worte nahm sie eine Prise Taback, die sie unter großem Geräusch durch die Nase zog. Unsere Erde hat Stellen, deren Ausdünstung so giftig ist, daß auf denselben durchaus keine Pflanze, keine Blume,

ja nicht einmal ein Hälmchen Gras keimen kann; im Menschengeschlechte findet man zuweilen Wesen, deren Ausdünstung etwas analoges mit den oben beschriebenen Erdstellen zu haben scheint. So konnte sich Frau von Pockenstein über und über mit weißer Wäsche, Kleidung, Tüchern u. dergl. bedecken, im Augenblick hatte sich das blendende Weiß in eine erdfahle, gelbliche Farbe verwandelt. — Da dieses die arme Hortensia wußte, hielt sie es für unnütze Mühe, die Wäsche oft zu wechseln; Wasser auf einen Theil ihres Körpers zu bringen, war ihr ein Greuel; wir brauchen wohl kaum noch zu bemerken, daß die Dünste, welche die Nähe der gnädigen Frau erfüllten, eben nicht die lieblichsten seyn konnten.

Katzen waren die Lieblinge der gnädigen Frau. Sie hielt sich deren eine große Menge; in ihrer Wohnung waren Stühle, Tische, Sophas, Betten und alle andere Meubles mit Katzen bedeckt. Frau von Pockenstein war eine abgesagte Feindin der freien Luft, in ihrem Hause

wurden die Fenster nie geöffnet, und es läßt sich denken, in welchem hohen Grade die Atmosphäre durch die Katzen und durch die Pockensteinische Ausdünstungen verdorben war.

Es klingt unwahrscheinlich, und doch ist es wahr, daß diese Dame, seit sie Wittwe war, damit umging, einen jungen Kavalier von alter Familie zum Gatten zu erhalten. Was sie sich eigentlich durch eine solche Verbindung Angenehmes versprach, mag der Himmel wissen, doch behauptete man, daß ihr der Name Pockenstein zuwider sey, und daß sie denselben um jeden Preiß zu verwechseln wünschte; jedoch waren der Dame alte Männer unausstehlich. Wirklich nahten ihr einigemal junge ganz herabgekommene Edelleute, aber keiner konnte es in ihrer Nähe aushalten, alle hatten sich wieder zurückgezogen. Mit einem jungen Hauptmanne, der sich durch unsinniges Spiel und durch Verschwendungen aller Art in ein Schuldenlabyrinth gestürzt hatte, war Frau von Pockenstein wirklich bis zur Verlobung gekom-

men, allein der Unglückliche hatte sich den Tag vor der Trauung eine Kugel durch den Kopf gejagt. Uebrigens stammte die kinderlose alte Dame aus der ersten und vornehmsten Familie des Herzogthumes, ihre Neffen, Schwäger u. dergl. hatten die vornehmsten Staatsämter und Hofchargen inne. Einst gerieth Frau von Pockenstein wegen der Vertheilung einer der Familie zugefallenen Erbschaft mit ihren Verwandten in einen heftigen Streit; das alte Weib ging in ihrer ersten Wuth so weit, ein Testament zu machen, in welchem sie auf den Fall, wenn sie nicht mehr heirathen würde, ihr ganzes großes Vermögen dem allgemeinen Kirchenfond in Kallendorf nach ihrem einst erfolgenden Tode verschrieb, und ihren geliebten Katzen hatte sie im Testamente ansehnliche Legate ausgesetzt. Die Pockensteinischen Verwandten wünschten nun selbst nichts sehnlicher, als daß sich ein mit ihnen verstandener junger Mann finden möchte, der die alte Kousine heirathen, sie mit derselben

aussöhnen und ihnen auf die Art noch einmal einen Theil des großen Vermögens der Alten zuwenden möchte; allein seit sich der mit der gnädigen Frau v. Pockenstein verlobt gewesene Hauptmann erschossen hatte, wollte sich kein neuer Bräutigam mehr finden.

Dies war die Frau, mit welcher Wildenstein unserm Rheinthal eine Verbindung vorschlug. Wer wird sich darüber wundern, daß dieser Vorschlag den Lieutenant mit Abscheu, Unwillen und Ekel erfüllte.

Auf Wildenstein hatte Rheinthal seine letzte Hoffnung gesetzt, auch diese Hoffnung hatte betrogen, und der arme fing nun an, sich ganz der Verzweiflung zu überlassen. Immer näher rückte der furchtbare Tag, an welchem sich der Lieutenant vor den Regiments-Gerichten mit seinen Gläubigern setzen sollte, — er hatte ihnen auch nicht einen Thaler anzubieten.

Nun erhielt er einen Brief von seiner Mutter. Die arme Frau hatte auch nicht das

gerungste aus den Flammen gerettet, das Gut wurde von der Obrigkeit administrirt, die Verwandtin, bei der sie im benachbarten Landstädtchen lebte, war selbst arm. Frau von Rheinthal war krank und schon jetzt dem höchsten Mangel blosgestellt. Die arme Frau sah sich gezwungen, von dem Sohne Hülfe zu heischen.

Wie verwundete dieser Brief nicht das Gefühl des kindlichen Herzens unsers Rheinthal. Er konnte sich nicht erinnern, seit seines Vaters Tod geweint zu haben, nun aber preßte ihm der Schmerz, der Schmerz, seine gute Mutter dem größten Mangel preiß gegeben zu sehen, Thränen aus. Wie verfluchte er jetzt seine Verschwendung und seinen Leichtsinn — leider zu spät! — Ja, gute Mutter, rief er aus, dir soll, dir muß geholfen werden. Sterben kann jeder für eine Mutter, der nur einigermaßen Mensch ist, aber sich zeitlebens unglücklich machen, sich eine Hölle auf Erden bereiten aus Kindesliebe, dazu gehört Stärke. Wohlan es sey beschlossen, — ich bewerbe mich

um die Hand des Ungeheuers — der Pockenstein.

Er rannte spornstreichs zu Wildenstein. Nun, rief er ihm entgegen, nun verschaffe mir die Hand der Pockenstein, wenn du mir beweisen willst, daß du mein Freund bist.

Der Rittmeister wußte gar nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte, er konnte vor Verwunderung gar kein Wort vorbringen; da reichte ihm Rheinthal mit nassen Augen den Brief der Mutter, nun begriff Wildenstein, denn er kannte den Lieutenant.

Des Rittmeisters Erstaunen ging in lautes Frohlocken über. Dacht ichs doch gleich, rief er aus, du würdest dich eines andern besinnen, du bist ja ein kluger Junge. Gieb acht, der Entschluß wird dich nicht gereuen, ich bin bei der Pockenstein gut gelitten, ich gehe sogleich zu ihr, Alles wird gut gehen, ich weiß du stichst der Alten längst in die Augen.

Augusts Resignation glich der eines armen Unglücklichen, welcher zum Scheiterhaufen geführt

werden soll, er war alles zufrieden. Vor allem aber mußte ihm der Rittmeister eine Handvoll Gold vorstrecken, welches er nach der Hochzeit hundertfältig zu ersetzen versprach. Das Geld wurde eingesiegelt und durch einen reitenden Bothen nach dem Landstädtchen zur kranken Mutter gesendet, nebst einem kleinen tröstenden Schreiben von Sohnes Hand, durch welches der guten Mutter Ruhe, Wohlstand und Bequemlichkeit auf ihre alte Tage feierlichst zugesagt wurde, — das Wie überging Augusts Zartgefühl vor der Hand mit Stillschweigen.

Der Bothe war fort, — Windenstein schickte sich an, der Frau von Pockenstein aufzuwarten, und August ging nach Hause, warf sich auf sein Lager, und — zerfloß in Thränen.

„Viktoria, Herr Bruder!" rief des andern Tages der Rittmeister, als er in Rheinthals Stube trat, die Alte ist es zufrieden, sie will dich nehmen, will dich halten wie einen Gott, will sogleich alle deine Schulden bezahlen, bald soll's wieder gehen wie sonst; nein! noch brik-

lanter, noch lustiger. Doch einen einzigen Beweis deiner Liebe fordert die Frau von Pockenstein.

„Was," fuhr August entrüstet auf, „ist die alte Vettel toll? — die hat es nöthig, einen Beweis der Liebe zu fordern, was will die Närrin? —"

Du sollst ihr die Zibetkatze des alten Geheimen-Raths von Linksfuchs verschaffen, antwortete der Rittmeister.

„Die Zibetkatze des Geheimen-Rathes Linksfuchs? —" fragte Rheinthal voll Verwunderung.

Ja, ja, entgegnete Wildenstein, auf die Linksfuchsische Katze setzt die Pockenstein ihre Hand als Preis."

Wir werden unsern Lesern die Sache erzählen, wie sie der Rittmeister bei jener Gelegenheit dem Lieutenant erklärte.

Der Geheime-Rath von Linksfuchs war ein alter pensionirter blödsinniger Hagestolz, der in Kallendorf lebte und mit Niemanden den geringsten

ringsten Umgang unterhielt. Er hatte eine schöne Zibetkatze, die er leidenschaftlich liebte und deren Pflege er sein ganzes Sevn und Streben widmete. Einst sah die alte Frau von Pockenstein, ie Linksfuchsische Zibetkatze; es konnte nicht fehlen, die feinsinnige hohe Katzenkennerin mußte sich in das schöne Thier verlieben, und sie bot nun Alles auf, in den Besitz der Katze zu gelangen. Sie ließ dem Geheimenrath einen großen Preiß für seine Zibetkatze bieten, allein der Filz war diesmal unzugänglich; nun wurden verschiedene Versuche gewagt, dem alten Geheimenrath sein Kleinod zu rauben, allein Linksfuchs bewachte, ein zweiter Argus, seinen Katzenschatz. Endlich suchte man der Katze halber sogar eine eheliche Verbindung zwischen dem Geheimenrath und der von Pockenstein einzuleiten, die Sache schien anfangs sich zu machen, allein nun verlangte Linksfuchs, daß in den Ehepakten ausdrücklich festgestellt werden sollte, „daß ihm für nun und immer verstattet bliebe, des Nachts allein

mit seiner Katze schlafen zu dürfen, gerade die nemliche Begünstigung aber, hinsichtlich der Zibetkatze verlangte die Frau von Pockenstein auch für sich; ein berühmter Rechtsgelehrter schlug zwar vor, der Herr Geheimerath und die von Pockenstein möchten beisammen und der Stein des Anstoßes, die oft erwähnte Zibetkatze, in ihrer Mitte schlafen, allein dieser Vorschlag wurde einmüthig verworfen, und da keiner der betheiligten Theile von seinen Prätensionen auch nur ein Haar breit abweichen wollte, so wurde die projektirte Heirath zu Wasser. Ein witziger Kopf benutzte diesen Stoff, und verfertigte davon ein Lustspiel, welches er die Zibetkatze nannte, das noch bis auf diesen Augenblick auf den Herzoglich Thonländischen Bühnen ungetheilten Beifall ärntet.

Rheinthal war von dem Benehmen der Frau von Pockenstein so indignirt, daß er nun von der ganzen Geschichte gar nichts mehr wissen wollte. Sein Entschluß, die Pockenstein zu

heirathen, war ihm ohnedieß über Nacht wieder leid geworden, er wollte es nun wieder lieber auf das äußerste ankommen lassen, als diesem scheußlichen Ungeheuer, wie er die gnädige Frau von Pockenstein zu nennen beliebte, die Hand reichen.

Der erschrockene Wildenstein bemühte sich mit hundert Gründen zu beweisen, daß eine Verbindung mit einem alten reichen Weibe gar nichts übles sey. Er schloß seinen Vortrag mit den Worten: „Der Widerwille gegen die Verbindungen mit alten Weibern ist durchaus nichts anders als ein reines grobes Vorurtheil. Gewohnheit macht dem Manne den Umgang mit einer schönen, jungen Frau zuletzt gerade so gleichgültig, als wie jenen mit einem alten Weibe. Man könnte sogar den Umgang mit der letzteren eine Art feines Raffinement nennen, und er ist am Ende mit dem haut gout des Wildprets zu vergleichen, den schon mancher lieben lernte, den er im Anfange anekelte."

Auf Rheinthal machten weder diese noch

ähnliche Sophismen den geringsten Eindruck; allein der Rittmeister kannte seinen Mann zu gut, als daß er nicht gewußt hätte eine Seite ausfindig zu machen, auf welcher dieser zu packen gewesen wäre. „Ich sehe nun wohl ein, fuhr Wildenstein fort, woran es liegt, du getraust dir nicht, dem blödsinnigen Linksfuchs seine geliebte Katze abzujagen, und dies ist die Ursache, daß du nun das letzte Mittel aus der Hand lassen wirst, welches deine Ehre, dein Gut, und die künftige Existenz deiner unglücklichen Mutter retten kann.

Jetzt war Rheinthal gefangen. Man durfte nur auf irgend eine Art gegen seinen Muth oder gegen seine Verschlagenheit Zweifel blikken lassen, dann konnte man den ehrgeizigen Jüngling hinbringen, wohin man ihn haben wollte.

„Was, schrie der Lieutenant, du traust mir nicht einmal so viel Verstand und Muth zu, als dazu erforderlich sind, einem alten Esel eine Katze abzujagen, nun auf jeden Fall werde ich

dir doch zeigen, daß du dich hier ganz gewaltig geirrt hast, in einer Stunde muß die Katze in meiner Gewalt seyn, oder es müßte mit dem Teufel zugehen.

Bravo, Bravo! rief der Rittmeister, und Rheinthal machte sich auf den Weg zum Geheimenrath Linksfuchs.

August überraschte den Geheimenrath, gerade beschäftiget seine geliebte Zibetkatze zu kämmen, und mit Eau de Cologne und venetianischer Seife zu waschen.

Nach den gewöhnlichen Komplimenten fing Rheinthal an: „Herr Geheimerath, in Ihrer Macht steht es, das Leben eines Menschen, die Ehre und das Vermögen einer alten edlen Familie zu retten.“

Der Geheimerath erschrack gewaltig ob dieser Anrede, er rief ängstlich: Um Gotteswillen, mein Herr Lieutenant! so müssen Sie mir nicht kommen, was wollen Sie von mir? ich bin ein armer, ein blutarmer Mann.

„Nicht Geld, nahm Rheinthal wieder das

Wort, noch sonst Etwas Bedeutendes ist es, was von Ihnen verlangt wird, nur diese Katze hier ist es, die ich fordere und ohne die ich beschlossen habe, Ihr Zimmer nicht wieder zu verlassen.

Linksfuchs zitterte und bebte, als er diese Worte vernommen hatte Er drückte die Katze fest an sein Herz, und stammelte: Was, meine Katze wollen Sie haben? — nein, so müssen Sie mir nicht kommen, mein Herr Lieutenant! von meiner Molly lasse ich nicht, und wenn das ganze Herzogthum Thonland in Gefahr wäre.

Rheinthal schilderte das Schreckliche seiner Lage mit den lebhaftesten Farben, und erzählte zuletzt seine Beziehungen zu der Frau von Pockenstein, aber gerade damit hatte er der Hartnäckigkeit des alten Linksfuchs neue Nahrung gegeben.

Was! schrie er, die alte Pockenstein sollte meine Molly dennoch haben, mein Herr Lieutnant! so müssen Sie mir nicht kommen, ma-

chen Sie was Sie wollen, helfen Sie sich wie Sie wollen, was geht es mich an, aber meine Molly erhalten Sie nun und nimmermehr.

„Nun wohlan denn, sprach jetzt Rheinthal mit Pathos, indem er die Augen fürchterlich verdrehte, wohlan denn, harter Mann! so sehen Sie zu Ihren Füßen ein Leben aushauchen, welches zu retten in Ihrer Gewalt stand.“ Mit diesen Worten zog der Lieutenant eine Pistole aus der Tasche, spannte sie und setzte sich die Mündung vor die Stirn.

Um Gotteswillen, stöhnte Linksfuchs, was wollen der Herr Lieutenant beginnen? — So müssen Sie mir nicht kommen, schießen Sie sich meinetwegen todt, wo Sie wollen, was geht das mich an, aber in meinem Zimmer — dies muß ich mir verbitten.

„Ja gerade in Ihrem Zimmer, Barbar! will ich enden,“ deklamirte Rheinthal so feierlich wie vorhin.

Linksfuchs wollte mit der Katze davon laufen, Rheinthal vertrat ihm den Weg, und

zog eine zweite Pistole aus der Tasche, deren Hahn er gleichfalls spannte, dann fuhr er mit einer hohlen furchtbaren Stimme fort: bleiben Sie, sage ich Ihnen, mein Gehirn und mein Blut soll Sie bespritzen, (hier schwenkte er beide Pistolen) büßen sollen Sie schrecklich Ihre Grausamkeit.

Nun glaubte der erschrockene Linksfuchs nicht anders, als der desperate Offizier wollte ihn mit in die andere Welt nehmen, das Leben war ihm doch noch ein klein wenig lieber, als seine Molly, er fing an zu weinen und drückte dem Lieutenant die Katze mit den Worten in die Arme: Nein, so müssen Sie mir nicht kommen, ich bin nicht so hart als Sie meinen, wenn Ihnen die arme Molly das Leben retten, das Glück Ihres Lebens machen kann, so nehmen Sie es denn hin das geliebte Thier.

Rheinthal dankte und eilte mit der Katze nach Hause.

Daß Linksfuchs der Katze halber keinen

Prozeß anfangen würde, konnte der Lieutenant wohl voraus sehen, denn dazu waren der Herr Geheimerath zu feig, zu indolent und zu filzig.

Wildenstein hatte dafür gesorgt, daß Rheinthal, als er nach Hause kam, von seinen vorzüglichsten Gläubigern Briefe fand, in welchen der Herr Lieutenant freundschaftlichst bedeutet wurde, daß er, im Falle er auf die festgesetzte Zeit nicht bezahlen würde, auch nicht auf die geringste Schonung von Seiten seiner Kreditorschaft zählen könne. Augusts Phantasie war ungemein lebhaft und geschäftig, schon sah er sich auf eine entehrende Art vom Regiment entlassen, von seinen Gläubigern angefallen und ins Gefängniß gesetzt. Welche Aussicht für einen jungen, ich möchte sagen, übertrieben ehrgeizigen Jüngling! Schade, daß dieser schöne Ehrgeiz so oft irre geleitet wurde.

Er beschloß die Pockenstein zu heirathen, und wenn er den Tod davon hätte, so fürchterlich er sich den Augenblick vorstellte, der ihn an das fatale Weib ketten sollte, so angenehm war

doch auf der andern Seite die Aussicht, der guten Mutter vergelten und ihr ein sorgenfreies Alter bereiten zu können, die Aussicht, sich seine Quälgeister, die Kreditoren vom Halse schaffen, sein Gut erhalten und den gewohnten Aufwand fortsetzen zu können.

Die Zibetkatze wurde der Frau von Pockenstein, nebst einem Billet überschickt, in welchem der Lieutenant sehr artig um die Erlaubniß bat, der gnädigen Frau selbst aufwarten zu dürfen.

Nach einigen Stunden erhielt Rheinthal ein sehr zierliches, verbindliches Danksagungsschreiben, in welchem sie ihn bat, den kommenden Tag bei ihr eine Mittagssuppe einzunehmen.

Der alten eitlen Pockenstein war nicht wenig daran gelegen, den Adonis der Residenz zu kapern, sie gab daher, so viele Ueberwindung es auch kostete, dem dringenden Rath des verschmitzten Wildenstein nach, und änderte nach einer Reihe von Jahren zum erstenmal zu An-

gusts Empfang vieles an sich und an ihren Umgebungen.

Der entscheidende Tag erschien, — August parfümirte sich und sein Taschentuch über und über, steckte zum erstenmal in seinem Leben eine mit spanischem Taback gefüllte Dose zu sich, trank eine Bouteille schweren Burgunder, um sich Contenance zu verschaffen, und trat endlich mit schwerem Herzen den Weg zu der Frau von Pockenstein an. So sauer war ihm noch in seinem Leben kein Gang geworden.

Rheinthal hatte nie das Haus der Frau von Pockenstein betreten gehabt, oft hatte er aber von der originellen Schweinerei, von den altväterischen Meubeln und von der Legion stinkender Katzen, die dort anzutreffen seyen, gehört. Er war auf den allerwiderlichsten Anblick gefaßt. Wie sehr wurde er aber überrascht, als man ihn in eine sehr geschmackvolle, kostbar meublirte Stube führte, aus welcher ihm Wohlgerüche der feinsten Art entgegen dufteten, die von ihm gestern überschickte, dem Geheimenrath

Linksfuchs abgetrotzte Zibetkatze ruhte auf einer reich verzierten, grünsammetnen Estrade in der Ecke der Stube, sonst kam ihm keine Katze zu Gesicht. Endlich erschien die Frau von Pockenstein, ihre Häßlichkeit hatte das Weib nicht verbannen können, indeß war sie doch durch Hülfe der Kunst und eines sehr reinlichen Anzuges sehr vermindert; auch hatte sich die gnädige Frau, (o Liebe! welche Wunder bewirkst du!) heute reinlich waschen, und sogar coeffiren lassen.

Die Dame dankte dem Lieutenant sehr verbindlich noch einmal für das überschickte angenehme Geschenk, bald darauf wurde gemeldet, daß servirt sey.

Der Rittmeister Wildenstein war außer Rheinthal heute der einzige Gast. Man speiste in einem Saale, der noch geschmackvoller und reicher dekorirt war, als das Empfangszimmer, und die Speisen selbst waren im höchsten Grade gewählt und pikant, die Weine die vorzüglichsten.

Frau v. Pockenstein war gegen ihre Gäste so artig und verbindlich, als es ihre natürliche Widerlichkeit nur erlaubte. Glänzenden Verstand zeigte sie freilich nicht, dagegen sagte sie doch nicht geradezu Dummheiten, ja sie wandte sogar ein Paar durch Wildenstein einstudirte Redensarten an den Lieutenant, die aus einem schönern Munde für feinsinnig genug hätten gelten können.

Einige Zeit nachher, als die Tafel aufgehoben worden war, empfahlen sich endlich die Gäste ihrer freilich häßlichen Wirthin, die sich übrigens heute selbst übertroffen hatte. Rheinthal wurde höflich gebeten, — bald wieder zu kommen.

August konnte es nicht leugnen, daß er sich Alles fürchterlicher vorgestellt hatte, als er es gefunden. Wildenstein rückte mit seiner Alten Weiber-Philosophie an, und August hörte sie heute wenigstens mit halbem Ohre an. Nachdem Rheinthal nach des Rittmeisters Ausdruck lange genug, wie ein hypochon-

drischer Einsiedler gelebt hatte, wurde er heute von demselben einmal wieder in einen Strudel munterer Zerstreuungen hineingerissen, die alte Lebenslust des sanguinischen Jünglings erwachte, und er ging immer mehr und mehr in Wildensteins Pläne ein.

Nach einigen Tagen speisten die beiden Freunde wieder bei der Frau von Pockenstein, es war wieder Alles wie einige Tage zuvor, nur bekam der Lieutenant ein Paar äußerst niedliche und hübsche Dienstmädchen der gnädigen Frau zu sehen. Ueber Tisch kam, wie es schien, die Rede ganz zufällig auf ehelches Leben. Die Dame des Hauses erklärte sich entschieden für Toleranz in der Ehe; dieses gefiel unserm Rheinthal. Frau v. Pockenstein benutzte einige schickliche Gelegenheiten, ihrem Erwählten feine Schmeicheleien zu sagen, dies mißfiel demselben wieder nicht, denn man sage was man wolle, Weiberlob, wäre es auch alter Weiber Lob, behagt den meisten Männern.

Rheinthals Besuche bei der Pockenstein

wurden immer häufiger, es ging ihm wie dem Fuchs in der Fabel. Als der dem Löwen zum erstenmal begegnete, lief er ängstlich davon, als er ihn aber zum zweitenmale sah, getraute er sich schon, nur langsam ausweichend, dem Könige der Thiere in die Augen zu sehen, und bei dem dritten Zusammentreffen wagte er es, den Löwen anzusprechen, dessen Freund er in der Folge wurde.

So gewöhnte sich Rheinthal allmählig mehr an den Umgang mit der Pockenstein, der Mann dieser Frau zu werden konnte freilich kein lokkendes Glück heißen, doch schien es nun dem Lieutenant bei weitem ein kleineres Unglück, als im ersten Augenblicke; es fiel ihm nun wieder Wildensteins Gleichniß mit dem haut gout ein, und er mußte unwillkührlich lachen.

Wem dieses Alles unwahrscheinlich klingt, dem geben wir Auguste kritische Lage, und den Umstand zu bedenken, daß der Jüngling bis jetzt durchaus noch keine Ahnung von wahrer Liebe hatte.

Nun rieth der Rittmeister zu, aus dem angefangenen Spiele endlich Ernst zu machen. Die Zeit, nach welcher sich Rheinthal mit seinen Kreditoren arrangiren sollte, war beinahe verflossen, und es mußte nun auf die eine oder die andere Art ein entscheidender Schritt geschehen. Von Verhältnissen und Zeit gedrängt, und mit dem Gedanken längst vertraut, entschloß sich nun unser Held, plötzlich um die Hand der Pockenstein zu werben. Von der Dame einen Korb zu erhalten, hatte er nun freilich nicht zu fürchten, allein es waren bei der Brautwerberei nothwendigerweise so manche Nebendinge zu berühren, welche vorzubringen Auguste Zartgefühl nimmermehr verstattet haben würde, und doch gehörten gerade diese Dinge wesentlich mit zur Sache, oder richtiger zu sprechen, hatten die ganze Sache veranlaßt.

Wildenstein, ohnehin der Haupthebel der ganzen Heirathsgeschichte, wurde, mit ausgedehnten Vollmachten versehen, als Brautwerber zu der Pockenstein abgeschickt.

Nach

Nach einigen Stunden kam der Rittmeister zurück. Schon von weitem rief er dem Lieutenant zu: „Viktoria, Herr Bruder! die Festung ist über, hat akkordirt — und alle Artikel — unterschrieben.“

Die Artikel, welche die Frau v. Pockenstein bewilligte, waren ungefähr folgende: Rheinthal sollte, sobald er sich durch Unterschrift vor Zeugen anheischig gemacht hätte, der verwittweten Frau Ober-Landjägermeisterinn Hortensia von Pockenstein seine Hand zur ehelichen Verbindung zu reichen, von derselben eine gewisse runde Summe zur Tilgung seiner sämmtlichen Privatschulden und zu einer standesmäßigen Einrichtung erhalten; ferner sollte sich Rheinthal als künftiger Herr und Gemahl der Frau v. Pockenstein bei derselben, wie sichs von selbst verstand, freier Wohnung, Tafel, Equipage u. dergl. erfreuen, und sollten nicht nur seine Gage, sondern noch überdieß ein ansehnliches Jahrgeld für anderweitige Bedürfnisse zu seiner Disposition

verbleiben; endlich machte sich die holde Braut auch noch verbindlich, Rheinthals in Konkurs gerathenes Gut, jedoch in ihrem Namen, an sich zu kaufen.

Diese Bedingungen waren im Ganzen so übel nicht, nur war es schlimm, daß weder auf den Fall des Ablebens der Frau v. Peckenstein, noch aber auf den noch wahrscheinlicheren einer allenfalsigen Scheidung von der klugen Dame durchaus keine Bestimmungen getroffen waren, und also in einem solchen Falle von dem armen geopferten Rheinthal keine weitere Forderungen zu machen gewesen wären.

Dem feinen Wildenstein war dieses nicht entgangen, und er war diesmal ehrlich genug für Rheinthal gesinnt, die Saite zart zu berühren, allein die Dame Hortensia ging durchaus darauf nicht ein, und der Rittmeister hielt es nun am klügsten, den Lieutenant gar nicht auf den Umstand aufmerksam zu machen, auf einen Umstand, welchen zu berühren, Rhein-

thal zu leichtsinnig und auch zu zartfühlend war.

Rheinthal stellte das verlangte schriftliche Eheversprechen an die Dame seiner Wahl in optimâ forma aus, und die alte Braut war dagegen artig genug, dem schönen jungen Bräutigam eine größere als die bedungene Summe in lauter neu geprägten Dukaten, welche in einem zierlich gearbeiteten Mahagonikästchen verschlossen waren, auf eine feinsinnige Art zu übermachen.

Rheinthal bezahlte schnell seine Schulden, Wildenstein wurde auf die großmüthigste Art bedacht, den Rest der Summe überschickte der gute August seiner kranken geliebten Mutter.

Unsre Leser wissen bereits, daß der Frau v. Peckenstein vornehme Verwandte aus den angegebenen Gründen längst herzlich froh gewesen wären, die alte Kousine an einen Mann, der sich mit ihr verstanden hätte, verheirathet zu sehen.

Der Hofmarschall v. Pfauenschwanz, der Frau von Pockenstein Neffe, war der gewichtigste unter diesen Verwandten, die Stimme des Publikums nannte ihn des Herzogs rechte Hand. Pfauenschwanz war Hofschranze im ganzen Sinne des Wortes, doch vielleicht lernen wir den Ehrenmann im Verfolge der Geschichte noch näher kennen.

Wildenstein drang nun unaufhörlich in Rheinthal, zu dem Hofmarschall zu gehen, ihm die bevorstehende Verbindung mit der Kousine zu notificiren, und sich der Freundschaft des wichtigen Mannes zu versichern.

Unser Lieutenant, einmal gewöhnt, sich von dem Rittmeister leiten zu lassen, ging zum Hofmarschall.

Pfauenschwanz war nicht wenig erstaunt, als er die bevorstehende Verbindung der Tante Pockenstein mit dem vor ihm stehenden jungen Offizier vernahm; Rheinthals Bonhommie machte, daß er sogleich unaufgefordert den Hofmarschall versicherte, wie er nichts sehnlicher

wünsche, als seine Braut mit ihren Verwandten auszusöhnen, und daß er sich es zur Pflicht machen würde, dem Interesse der Verwandtschaft nicht nur nicht entgegen zu arbeiten, sondern dasselbe bei seiner künftigen Gattin auf jede Weise nach Möglichkeit zu befördern. Nun war Pfauenschwanz von dem jungen charmanten Mann, von dem Chevalier comme il faut ganz enchantirt, er nannte ihn in einem Athem zwanzigmal mon cher ami! ja, was bei dem Hofmarschall nicht wenig sagen wollte, sogar einigemal: mon très cher ami! dabei versicherte er den Lieutenant seiner vollen Protektion; — „ein Mann wie Sie, so fein, so klug, so charmant, der muß schnell steigen, sprach Pfauenschwanz, und, setzte er vornehm, wichtig lächelnd hinzu: dies wird sich Alles machen, mon ami!“

Rheinthal hielt Wort, er brachte bei seiner Braut, die dem geliebten Bräutigam vor der Hand nichts abschlagen zu dürfen glaubte, eine Aussöhnung mit ihrer sämmtlichen Verwandtschaft zu Stande.

Bald darauf fand die wirkliche Verlobung zwischen Rheinthal und der Frau von Pockenstein statt.

Frau v. Rheinthal hatte bisher von Allem Vorgegangenen nichts vernommen, nun aber glaubte August der Mutter das Geschehene nicht länger verhehlen zu dürfen, und er fuhr den Tag nach der Verlobung in das Landstädtchen, in welchem Frau von Rheinthal jetzt lebte. Wie erschrack die arme Frau, als sich August ihr als Verlobter der Pockenstein präsentirte, doch schnell ging des Weibes Scharfblick in des Sohnes edle Intention ein. Laut weinend und tiefgerührt sank die Mutter in des Sohnes Arme. „O, ich weiß es, mein guter, edler August! ich weiß es, was dich zu diesem schrecklichen Mittel bestimmte, rief Frau von Rheinthal. Ach! warum hast du mir dies gethan? sind die etliche Monden, die ich vielleicht nur noch zu leben habe, ein so furchtbares Opfer werth — ein Opfer, das die Ruhe deines jungen Lebens verzehrt?“

Nur mit vieler Mühe gelang es dem edlen Sohne, die tiefbekümmerte Mutter einigermaßen zu beruhigen.

In Kallendorf erregte Rheinthals Verlobung mit der Pockenstein große Sensation. Die meisten Menschen haßten die Pockenstein, und triumphirten nun. „Der Rheinthal, hieß es, wurde dem bösen alten Weibe vom Himmel als gerechte Strafe gesendet, der wird das gesammelte Wuchergeld der Megäre schon unter die Leute bringen.“ Die reizenden gefühlvollen Fräuleins der Residenzstadt bedauerten den schönen Lieutenant recht herzlich. „Es ist doch schade um den armen, hübschen Jungen, seufzten sie, und die meisten wünschten sich in Geheim an die Stelle der alten häßlichen Pockenstein.

Die Begebenheiten der letzten Zeit hatten auf Rheinthal doch große Wirkung gemacht, und es war mit ihm eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Er war still und einsylbig geworden, die sonstigen Lieblingsvergnügen ekel-

ten ihn an, dabei war er im höchsten Grade menschenscheu; er schämte sich der Heirath mit der Pockenstein, deren Tendenz die ganze Welt ohne Schwierigkeit enträthseln konnte. Als die ehemaligen Kameraden den Stand der Sache erfuhren, wollten sie sich alle wieder dem ohnlängst Verlassenen nähern, er zog sich aber allenthalben zurück und lebte sich selbst und der Lektüre; auch Wildenstein behauptete nun einen sehr geringen Einfluß auf ihn.

Einige Tage, bevor die Trauung mit der Pockenstein vollzogen werden sollte, hatte Rheinthal die Schloßwache in Lustenau, einem Lustschlosse in der Nähe der Residenzstadt, wo der Herzog die Sommermonate hinzubringen pflegte.

Die jüngste Tochter des mächtigen Fürsten von Pintu führte eine Reise nach einem entfernten Bade durch die Herzoglich-Thonländischen Lande. Sie war gerade denselben Tag Abends in Lustenau angekommen, wo sie übernachten, und des andern Tages ihre Reise ins Bad fortsetzen wollte. Es hieß, die Prin-

zessin befinde sich unwohl; sie verbat sich alle Komplimente, wollte in den ihr angewiesenen Apartements der Ruhe pflegen, und des andern Tages in aller Frühe wieder abreisen. Kein Mensch hatte die Prinzessin zu sehen bekommen. Der Lieutenant hörte dieses Alles mit halben Ohren, was bekümmerte ihn die Prinzessin von Pintu, er hatte mit sich selbst genug zu schaffen.

Hinter dem herzoglichen Lustschlosse lag ein im englischen Geschmacke angelegter äußerst schöner Park, für welchen die Natur nicht weniger gethan hatte als die Kunst. Nach Mitternacht, nachdem es im Schlosse ganz still geworden war und alle Lichter geöscht waren, trat August in den Park, um dort zu lustwandeln. Es war eine herrliche seltene Sommernacht, wie man sie nur unter Italischem Himmel sonst genießen zu können glaubte. Hell und klar stand der Mond am reinen Firmamente, Millionen Sterne flimmerten, und ein leiser Zephir bewegte die Blätter in den Lau-

ben des Parkes. Die tiefe Stille der Nacht, der Anblick der hohen majestätischen Natur, sein Gemüthszustand — alles vereinigte sich, unsern August in eine sanfte, sonderbare, ihm selbst nicht erklärbare Stimmung zu versetzen; langsam und nachdenkend ging er in den Akazien-Alleen umher, die großen schwarzen Augen gegen die Sterne gerichtet.

Die Gemächer, welche heute die fremde in Lustenau übernachtende Prinzessin inne hatte, lagen Parterre, mit ihren Fenstern gegen den Park zu; dicht an diesen Flügel des Schlosses lehnte sich eine hohe Terrasse. Unwillkührlich fiel jetzt Rheinthals Blick auf die Terrasse, da sah er auf derselben eine schlanke weiße Gestalt hin und her schweben.

Augusts ohnehin aufgereizter Phantasie schien diese hohe Lichtgestalt nicht der Erde anzugehören, er starrte lange unverwandt nach der Stelle hin, auf welcher sie sich hin und her bewegte. Jetzt stand sie stille, und leise zarte Saitentöne, jenen der Aeolsharfe beinahe gleich,

schlagen an des verwunderten Rheinthals Ohr. Er getraute sich kaum zu athmen, um ja keinen der himmlischen Töne zu verlieren. Nach einem die Seele gewaltsam empor hebenden Vorspiele, sang eine äußerst weiche melodische Stimme, verwandt jener der Nachtigall, folgende Strophen:

Stille, still ist die Natur,
Seht dort kreuzen sich die Sterne; —
Seht ihr dort die güldne Spur,
In der lichten blauen Ferne? —
Dort oben weilt mein Sinn,
Zu Sternen zieht's mich hin.

Dort im hohen Azur rein,
Wo die heil'gen Schatten schweben;
Dort ja dorten möcht' ich seyn,
Dort im geist'gen hohen Leben.
Hört ihr der Engel Sang? —
Ach, welcher süße Klang! —

Herzlein hör' zu schlagen auf,
Erdenblut hör' auf zu toben;
Wär geendet doch mein Lauf,
Wär mein Geist doch schon dort oben;
Du Seelenauge schau,
Schau auf in jenes Blau!

Hört' Ihrs dort in kühler Nacht
In den Linden lieblich wehen;
Sel'ge Geister sind erwacht,
Hört Ihr Geister, hört mein Flehen!
Nehmt mich in's Sternen-Reich,
Nehmt mich — ich komme gleich.

Erdenleben — falsch Gewühl —
Seele mögt ihm gern entschweben;
Grab und Särglein sind so kühl,
Können doch allein nur geben —
Der Seele ihre Bahn,
Entfernt vom eitlen Wahn! —

Herzlein! ei — du stockst ja schon? —
Hohe Pulse nicht mehr schlagen;
Ende endlich Leidesfrohn,
Kühle Lüftlein Seele tragen —
Schnell zu der Blümlein Duft
Hinauf durch hohe Luft! —

Grabes Glocke tönt so hohl,
Dumpf ja schallen Erdeklagen,
Doch der Seele ist so wohl,
Seele kann's Euch nimmer sagen;
Denn Seele ist schon dort —
Und dort — es giebt kein Wort! —

Die melodische rührende Stimme schwieg, die letzten zitternden Saitentöne schwangen sich zum Aether — leise säuselte es in den Gebüschen, August überflog ein heiliger Schauer. Diese ungeordnete sonderbare Poesie und die nie gehörte ganz eigene Melodie brachte auf seine Seele einen besondern Impuls hervor.

Mächtig zog's ihn zu der Gestalt hin, indeß eine unbegreifliche Macht ihn an der Stelle, auf der er stand, festzuhalten schien. Jetzt erklangen die wunderbaren Saitentöne von der Terrasse her zum zweitenmale. Leise himmlische Phantasien — sie schienen das Scheiden der Seele vom Körper, und das Emporschweben derselben in höhere Regionen bezeichnen zu wollen. August verwandte kein Auge von der Wundergestalt auf der Terasse, sie schien in eine leichte Nebelwolke eingehüllt zu seyn, — balsamische Düfte wehten von der Terrasse her, Rheinthals gereizte Phantasie stand auf der höchsten Stufe: „Nein, lispelte er leise, nein, es ist keine Sterbliche, es

ist eine, ätherischen Regionen entflohene Lichtgestalt!!

In diesem Augenblicke unterbrach ein lauter gellender Schrei die Phantasien des Saitenspieles, die weiße Gestalt war verschwunden. — Nun stürzte Rheinthal nach der Terrasse — eine weibliche jugendliche Gestalt in ein weißes, feines Nachtnegligee gekleidet, lag dort am Erdboden, eine Guitarre hing an einem hellblauen Bande der Dame nahe vor der Brust, ein losgerissener Kettenhund hatte sein furchtbares Gebiß in einen weißen Shwal geschlagen, der den Schultern der jungen Dame zur Deckung diente.

Mit wüthender Kraft erfaßte Rheinthals starke Hand die Bestie rückwärts am Halse, und schleuderte sie mit solcher Macht an einen nahe stehenden Baum, daß sie zerschmettert und getödtet herabfiel.

Nun hob er die junge Dame von der Erde auf, — sie lag ohnmächtig in seinem Arme. Es war ein Mädchen in der Blüthe einer sich

entfaltenden hohen Schönheit, sie konnte ungefähr 16 Jahre zählen. Der Vollmond leuchtete der Ohnmächtigen in das blasse Gesichtchen, und ließ August in diesen Zügen ein Ideal weiblicher Zartheit bewundern; die Augen waren geschlossen, der kleine Mund schien wehmüthig zu lächeln; von der feinen griechischen Nase zum Mund herab zog sich ein unbeschreiblich lieblicher Zug, der über das ganze reizende Oval eine sanfte Melancholie verbreitete, goldene Locken hingen in üppiger Fülle um den schwanenweißen Nacken und Hals; der jugendliche Busen fing gerade an sich zu wölben, der Bau der ganzen Gestalt war so zart und fein, daß er wirklich eher einem Engel als einem Menschen anzugehören schien.

August trug die Ohnmächtige auf eine in der Nähe sich befindende Rasenbank. Der Anblick des Mädchens hatte für den Jüngling so was rührendes, daß ihm Thränen in die Augen drangen; er wußte wirklich nicht, was er that, als er seinen glühenden Mund auf die

feinen, zarten, geschlossenen Lippen des Mädchens drückte. —

Jetzt schlug die Dame ihre großen hellblauen Augen in die Höhe, dem Jüngling war es, als ob sich ihm der Himmel geöffnet hätte. Er starrte ohne Bewegung das Mädchen an, welche ihn eine Minute lang gleichfalls aufmerksam zu betrachten schien. Nun erhob sich die schlanke jugendliche Mädchengestalt, nickte freundlich ernst mit dem Haupte, legte den Zeigefinger der kleinen linken Hand auf den Mund, und machte mit der rechten Hand eine Bewegung, womit sie dem Jüngling zu gehen gebot. Darauf wandte sich die Dame, und verschwand in der Thüre, welche zu den Appartements der fremden Prinzessin führte.

August wußte nicht recht, ob er geträumt oder gewacht hatte, ein ganz neues Leben schien ihm aufzugehen, er irrte den Rest der Nacht in den Gängen umher, und schien alles um sich her vergessen zu haben, er konnte zu keiner eigentlichen Besinnung gelangen, ungemein süße

Em-

Empfindungen durchströmten seine Brust, endlich sank er erschöpft auf ein weiches Moossopha. Er schlief ein, — die Huldgestalt von vorhin zeigte sich ihm von einer blendenden Glorie und einer Schaar Engel umgeben, auch vernahm er im Traume die wunderbaren Töne wieder. August erwachte, schlug die Augen auf und o Himmel! — die Dame stand vor ihm, in dem ganzen Glanze ihrer jugendlichen Schönheit, eine leichte Röthe thronte jetzt auf den Wangen des lieblichen Ovals, an der jungfräulichen Brust prangte eine halb geöffnete Rosenknospe. Er sprang bestürzt auf, das Mädchen schlug die Augen zu Boden und redete den Offizier mit einiger Verlegenheit an: „Mein Herr! Sie haben mir vor einigen Stunden das Leben gerettet, sie könnten mich des schwärzesten Undanks beschuldigen, wenn ich diesen Ort verlassen würde, ohne Ihnen für diesen wichtigen Dienst gedankt zu haben. Ich habe dazu nur wenige Minuten Zeit, denn schon geht, wie Sie sehen, die Sonne auf, und ich

muß nun meine Herrin, die Prinzessin, zur Abreise wecken, ich gehöre zu ihrem Gefolge und heiße Luise von Falkenried, — darf ich mir nun wohl auch den Namen meines edlen Retters erbitten.

August nannte stammelnd seinen Namen.

Das Fräulein zog einen schönen mit Brillanten besetzten Ring vom Finger und überreichte ihn dem Offizier mit den Worten: „Ich bitte Sie, Herr Lieutenant! diesen Ring als ein Andenken der vergangenen Nacht zu tragen."

Nun schien Augusts Muth mit einemmale erwacht zu seyn.

Mein Fräulein! sprach er, indem er zum erstenmale die Dame mit seinen großen schwarzen Augen lebhaft ansah, Ihre Güte mag die Unverschämtheit entschuldigen, daß ich Sie um einen andern Beweis Ihres Wohlwollens bitte.

„Und der wäre?" — fragte die Dame nicht ohne Verlegenheit.

August deutete statt der Antwort auf eine

blaßrothe Busenschleife, welche die Dame trug. Das Fräulein verstand ihn, erröthete, — machte aber doch mit holder Unbefangenheit die Schleife ab, und übergab sie ihm, dann trat sie schweigend den Rückweg gegen das, eine ziemliche Strecke entfernte Schloß an, August ging ihr zur Seite. Plötzlich blieb das Fräulein stehen, und nahm eine Brillantnadel aus ihren blonden Locken, dann fragte sie den Offizier: „Sie sind wahrscheinlich verheirathet?" — Nein — stammelte der Lieutenant. „Schade, sprach das Fräulein, ich wollte Ihrer Frau ein Andenken an eine muthige That ihres Gemahls übersenden." Bei diesen Worten fielen der Dame Blicke unwillkührlich auf den Offizier, der die Verlegenheit, in welche ihn die überraschende Frage gesetzt hatte, sehr schlecht zu verbergen wußte. Verwundert fragte das Fräulein etwas ernst: „Sie haben mir doch die Wahrheit gesagt?" — Dem Lieutenant erschien die junge Dame, eine Heilige, welche zu hintergehen ihm nicht möglich war. Stockend

antwortete er: ich habe zwar die Wahrheit gesagt, ich bin nicht verheirathet, allein, setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, nicht lange mehr werde ich dieses sagen können.

Das liebliche Gesichtchen der Dame überflog eine leichte Röthe, die schnell verschwand, dann fragte sie wieder: „Ihre Braut ist wahrscheinlich ein recht schönes, junges, gutes Fräulein?" — Nein, nein, platzte August heraus, ein altes, häßliches, abscheuliches Weib.

Das Fräulein trat einen Schritt zurück; ihr Erstaunen konnte nicht sogleich Worte finden, endlich fragte sie mit einem sanften, theilnehmenden Tone: „was kann Sie zu einem solch' schrecklichen Schritte bewegen?" —

Das Elend einer Mutter — einer alten, kranken braven Mutter! — antwortete August mit einer Stimme, die des Fräuleins Herz zerschnitt. Ein Paar helle Thränen drangen aus ihren schönen blauen Augen, sie legte die kleine weiche, runde Hand auf den Arm des Offiziers, und lispelte

mit einer ungemein zarten bewegten Stimme: Armer, armer Mensch! —

Mit Heftigkeit ergriff August des Fräuleins Hand, und drückte sie an seine glühende Lippen, indem er ausrief: O! wenn Sie wüßten, mein englisches Fräulein! wie wohl mir Ihre Theilnahme thut!

Das Fräulein ließ ihre Hand unwillkührlich eine Minute in der seinen ruhen, dann zog sie dieselbe sanft zurück, und wandte sich auf die Seite, um ihre häufig fließende Thränen und ihre hohe Rührung dem Offizier zu verbergen.

Nach einer langen Pause kehrte sich das Fräulein wieder zu August, man konnte es ihr ansehen, daß sie um die Art verlegen war, wie sie das vorbringen wollte, was ihr auf dem Herzen lastete; endlich faßte sie sich und sagte: „Die traurige Lage meines Retters betrübt mich, wie glücklich würde ich seyn, wenn ich sie lindern könnte, lassen Sie uns aufrichtig und ohne Zurückhaltung sprechen. Ich gelte

viel bei der Prinzessin, — ich selbst — ich allein — wäre im Stande." —

August unterbrach sie. Ihre englische Güte, mein Fräulein! rief er, drückt mich nieder, es ist zu spät, zu spät — er seufzte, das Fräulein gleichfalls. Nun wieder eine lange Pause — sie waren nicht weit mehr vom Schlosse entfernt. Jetzt stand das Fräulein wieder still, und fragte: „Sind denn die anderweitigen Vortheile bedeutend, die Sie durch diese unglückliche Verbindung zu erlangen hoffen können?

Ich bereite durch dieselben, antwortete August, meiner Mutter ein sorgenfreies Alter, erhalte den alten Stammsitz unserer Väter, der außerdem verloren wäre; ferner werde ich mich pousiren, festen Fuß bei Hofe fassen. Das Fräulein lächelte etwas bitter, sprechend: „Armer Betrogener! bei Hofe wollen Sie festen Fuß fassen, weht beim Thonländischen eine andere Luft, als bei den Höfen der übrigen ganzen Welt? — —

O was dieses betrifft, meinte August, ich habe Freunde, viele und mächtige Freunde.

„Auf Freunde also, sagte die Dame, auf Freunde fußen Sie? Armer, armer Mann! Kennen Sie nicht die wahren goldenen Worte des gallischen Dichters?'

Chacun se dit ami — *)
Mais fou, qui s'y repose!
Rien n'est plus commun que le nom,
Rien n'est plus rare que la chose.

Mit diesen Worten verband die junge Dame einen schnellen flüchtigen Händedruck — und verschwunden war sie.

Lange stand Rheinthal bewegungslos, die Thüre anstarrend, durch welche die liebliche Huldgestalt getreten war; endlich rannte er, Alles um sich her vergessend, in den Park zurück.

---

*) Es nennt sich Freund die ganze Welt, ein Thor — der darauf baut;
Freundschaft? — Leicht ist das Wort, doch selten — die That.

Plötzlich wurde es hell in seinem Innern. Nein, rief er aus „reine Liebe! du Gefühl der himmlischen Geister! — du bist keine Chimäre, du wohnst auch auf dem Erdballe, auch Sterbliche edler Art können dich, du Glück der reinen Engel, kost n.“ Es war ihm klar, er liebte diese zarte, diese feinsinnige, diese göttliche Dame. Es war aber ein ganz anderes Gefühl, als was er sonst beim ersten Anblick eines Mädchens, die Eindruck auf ihn machte, wohl empfunden hatte, keine wilde Begierden regten sich in seiner Brust, — selige, reine — himmlische Triebe durchströmten sein Herz. Ewig diese zarte heilige Huldgestalt nur sehen, nur in ihrer Nähe leben, nur dieselbe Luft mit ihr einathmen zu dürfen, — dieses lernte er für das größte Erdenglück für sich — für eine nicht auszusprechende Wonne zu halten.

Lange schwärmte des Jünglings feuriger wilder Geist in den anmuthigen Gefilden der Phantasie, da ergriff ihn plötzlich furchtbar kalt die grause Wirklichkeit wieder, — er schauderte.

War ihm diese hohe Lichtgestalt nur erschienen, um ihm auf ewig wieder zu verschwinden, um ihn recht deutlich sein Unglück fühlen zu lassen? schreckliches Geschick! — er hielt sich für den Unglücklichsten Aller Menschen, immer hörte er noch, wie die Dame mit ihrer melodischen weichen Stimme ihn, „armer, armer Mensch!" nannte, er schlug die Hand vor die Stirne und rannte verzweiflungsvoll durch die düstersten Gänge des Parkes.

Kaum hörte er verschiedenemale und laut seinen Namen rufen; es waren Soldaten von der Wache, die ihn suchten, seine Gegenwart war dort nöthig. Die fremde Prinzessin war mit ihrem Gefolge bereits abgereist. Rheinthal verrichtete alle Geschäfte wie im Traume, — endlich wurde er abgelöst. Er eilte nach Kallendorf zurück, wo er sogleich den Rittmeister Wildenstein aufsuchte.

„Nein, nein, rief er demselben entgegen, es ist nicht möglich, ich kann das alte Ungeheuer nicht heiligen." Bist du von Sin-

nen, antwortete Wildenstein voll Verwunderung, hast du die Summen vergessen, welche du von der Pockenstein bereits erhieltst, hast du dein schriftliches Eheversprechen, deine eigene, die hülflose Lage deiner armen Mutter gänzlich vergessen?

„Ja, ja, du hast Recht, ich bin mit höllischen Ketten an den Drachen gebunden. O, ich bin der Unglücklichste aller Menschen!" erwiederte der arme Rheinthal; und verließ voll Verzweiflung schnell den Rittmeister.

Wildenstein wußte gar nicht, was er von dem Allen denken sollte. Rheinthal war noch vor zwei Tagen so gefaßt, so scheinbar ruhig gewesen, und nun dieses furchtbare Aufbrausen? — Der hinterlistige Freund fing an sehr unruhig zu werden.

Er ging des andern Tages in Rheinthals Wohnung, des Lieutenants Diener sagte: der Herr ist krank, liegt zu Bette, will ruhen, ich darf durchaus Niemand einlassen.

Der Rittmeister ging noch unruhiger als

er gekommen war zu der Frau von Pockenstein, um mit möglichster Schonung das Vorgefallene zu berichten. Diese Nachrichten wirkten auf die Alte erstaunlich, auch sie wurde sehr unruhig, sie fürchtete Etwas ähnliches, was ihr einst mit dem verlobten Hauptmann begegnet war.

Wildenstein wurde beschworen, um jeden Preiß den Lieutenant zu sprechen zu suchen, er versprach es, und kehrte in Rheinthals Wohnung zurück. Halb mit Gewalt drang er in des Lieutenants Stube, er fand ihn wirklich im Bette, und sehr blaß aussehend. Als der Rittmeister eintrat, verbarg Rheinthal schnell etwas unter der Bettdecke, Wildenstein konnte nicht mehr sehen was. Es war die blaßrothe Schleife, welche das Fräulein von Falkenried dem Lieutenant geschenkt hatte. Der Rittmeister stellte kräftig vor, was unter diesen Umständen vorzustellen war, der festgesetzte Trauungstag war nahe, Wildenstein forderte bestimmte Erklärung. „Wohlan!“ sagte endlich Rheinthal tiefseufzend, „ich habe mein Wort gegeben, und

ich will es halten, die Pockenstein werde meine Gattin, aber nur dem Namen nach. Ist sie dieses zufrieden, gut! wo nicht, so steht mein Entschluß unabänderlich fest.

Alle Vorstellungen, welche Wildenstein nun verschwendete, blieben fruchtlos. Rheinthal war von dieser einmal gegebenen Erklärung durchaus nicht mehr abzubringen. Der Rittmeister mußte endlich unverrichteter Sache abgehen.

Es war wirklich ein kitzlicher Auftrag, einer Braut eine so sonderbare Erklärung des Bräutigams mitzutheilen. Wildenstein entledigte sich indeß dieses Auftrages mit aller ihm eigenen Feinheit. Der Frau v. Pockenstein mochte des künftigen Gatten Erklärung doch sehr ungelegen kommen, so Etwas hatte sie nicht erwartet, aber was war zu thun. Es war doch auf jeden Fall besser, dem Namen nach Frau von Rheinthal zu werden, als ein ähnliches Skandal zu erleben, wie einst mit dem unglücklichen ersten Verlobten. Die arme Braut mußte sich die Bedingung des jungen Bräu-

tigams gefallen lassen, obgleich es seufzend geschah.

Die Trauung Rheinthals mit der Pockenstein wurde vollzogen, man erlaube uns darüber wegzuschlüpfen, es war wahrlich für keinen Theil ein Tag der Freude.

Die ganze Kallendorfer Welt glaubte nichts zuversichtlicher, als nun werde Rheinthal erst anfangen arg zu tollen, allein die ganze Kallendorfer Welt hatte sich gewaltig geirrt. Der Lieutenant forderte sogleich nach vollzogener Trauung auf mehrere Monate Urlaub, und als er diesen ohne Schwierigkeit erhalten hatte, begab er sich nach Rheinthal, (welches seine Frau versprochenermaßen an sich gekauft hatte), um dort die verbrannten Wohn- und Oekonomiegebäude unter seiner Aufsicht wieder aufführen zu lassen.

August führte nun eine, mit der sonstigen sehr verschiedene Lebensweise.

Kallendorf war ihm jetzt ein verhaßter Ort, er war froh, ihm einige Zeit entfliehen zu

können; unter den Grenznachbaren seines Landgutes war durchaus keiner, der für seinen Umgang gepaßt hätte, sein ehemaliger würdiger Lehrer war bereits todt, und August wäre förmlich von der umgänglichen Welt abgeschnitten gewesen, wenn er nicht in dem neu angestellten Prediger zu Rheinthal, Herrn Werner, einen Mann nach seinem jetzigen Geschmack gefunden hätte. Werner war ein junger, gebildeter, äußerst talentvoller und zartfühlender Mann. Der Ruf, welcher seinem Gutsherrn voranging, machte dem jungen Prediger gerade keine Lust, nähere Bekanntschaft zu machen, desto auffallender mußte in des Predigers Auge des Herrn von Rheinthals nunmehrige Lebensweise mit seinem Rufe, in dem er bei Jedermann stand, abstechen.

August ließ in Rheinthal nach einem selbst entworfenen neuen sehr zweckmäßigen und geschmackvollen Plane die in Asche liegenden herrschaftlichen Gebäude wieder aufführen. Den ganzen Tag über war er bei dem Baue gegen-

wärtig, welcher aus dieser Ursache sehr rasch vorschritt, jedoch behandelte der Bauherr die Arbeitsleute keinesweges mit Härte, sondern gerade seine Güte, mit einem edlen Ernste verbunden und kleine Belohnungen, die er den fleißigsten Arbeitern aussetzte, brachte die Leute alle dahin, thätig zu seyn. Neben der Aufführung der Gebäude, wurde hinter dem neu zu erbauenden herrschaftlichen Schlosse ein Park angelegt, und gerade diese neue Schöpfung schien den Gutsherrn am meisten und leidenschaftlich zu interessiren. Der neue Park in Rheinthal sollte im Kleinen eine Nachahmung der berühmten herzoglichen Anlage zu Lustenau werden. Den Lesern wird Augusts Geschmack in dieser Hinsicht sehr erklärbar seyn. Vor allem ließ der schwärmerische Jüngling eine Terrasse aufführen, welche genau jener glich, von welcher ihn einst die wundervollen Saitentöne und die melodische weiche Stimme so süß bewegt hatten. In den Stunden, in welchen mit diesen Arbeiten ausgesetzt werden mußte, verschloß sich

August in sein Zimmer, oder schlenderte ganz allein im nahen Wäldchen umher, über sein ganzes Wesen war eine gewisse einnehmende Melancholie ausgebreitet, sein Lebenswandel war der moralischste, den ein Mensch führen kann.

Einige Wochen schon hatte Werner das Thun und Treiben des Gutsherrn beobachtet. Oft fragte er sich selbst: „Dies also wäre der leidenschaftliche, verschwenderische, junge Wüstling?“ — Der Prediger wußte gar nicht, wie er die Lebensart seines gnädigen Herrn mit dessen ihm vorangegangenen Rufe vereinigen sollte, gerne hätte er sich dem jungen Offizier genähert, aber der war so verschlossen, so unzugänglich.

Endlich brachte ein Zufall beide zusammen. August hatte gehört, der junge Prediger besitze eine ausgewählte vortreffliche kleine Bibliothek, der Lieutenant sehnte sich nach Lektüre, er ließ den Prediger um Bücher bitten. Werner besaß außer einigen theologischen und vielen

philo-

philosophischen Werken sämmtliche neueren Dichter, die unter unserer Nation mit Recht Klassiker heißen. Er schickte dem Gutsherrn vorerst einige Schillersche Tragödien, so wie etliche von Goethes Meisterwerken. Wir wissen, daß August die Lektüre stets leidenschaftlich geliebt hatte. In dem Kadetteninstitute waren es Biographien heroischer Könige, Fürsten und Feldherren, so wie Relationen berühmter Kriege und großer Schlachten gewesen, welche er verschlungen hatte, später als Offizier hatten ihn obscene Dichtungen à la Grecourt, Aretin et Compagnie gefesselt, in dem Felde der erhabenen Poesie war er durchgehends Fremdling geblieben. Um so kräftiger aber sprachen nun diese hohe Geistesprodukte den Geist und das Herz des feinsinnigen gefühlvollen Jünglings an. Eine zweite neue Welt ging ihm auf, hier fand er die Gefühle deutlich ausgesprochen, die in seinem Busen schlummerten, seit Liebe zu Luisen in demselben ihren Thron aufgeschlagen hatte. Hier fand er seine hohen angestaunten Helden

wieder, die er bisher nur aus den Werken alter langweilender Historiker gekannt hatte, aber wie fand er sie wieder die hehren Heroen? — idealisirt mit einer leuchtenden Glorie umgeben.

Nachdem er die Dichtungen verschiedenemale verschlungen hatte, drängte es ihn, dem Manne persönlich zu danken, der ihm diesen Genuß verschaffte. Er ging zum Prediger. Wie erstaunt war Werner, als ihm des jungen Edelmanns tiefes Gefühl, seine feurige Einbildungskraft, sein natürlicher hoher und richtiger Kunstsinn kund wurden. Der junge Mann zeigte sich nun auch dem Offiziere in seinem ganzen Werthe. August fühlte sich zu dem Prediger hingezogen, seine natürliche Offenheit und Gutmüthigkeit behaupteten ihre Oberhand, und beide wurden Freunde. Werner war Augusts erster freundlicher Freund. Unter seiner Anleitung wurde ihm nach und nach der Genuß der meisten deutschen poetischen Kunstwerke, bald ging Werner zu jenen der Ausländer über.

August hatte in den Sprachen der Alten einen guten Grund gelegt, dieselben in der Folge freilich ganz vernachläßiget, allein sein Eifer, seine außerordentlichen Anlagen, und Werners vernünftige Leitung ließen ihn sich bald wieder zurecht finden. Welche höhere Freuden verschafften dem Jüngling jetzt nicht die unnachahmlichen Meisterdichtungen der alten Römer und Griechen, wie schwelgte er in dem überirrdischen Genusse; auch mit den vorzüglichsten Werken der Britten, Spanier und Franzosen machte ihn der gelehrte Werner, sein inniger junger Freund allmählig bekannt. Shakespeare blieb unter diesen Augusts erklärter angestaunter Liebling.

Werners Umgang, diese Studien, und die seltsame hohe Liebe, welche seine Brust zu einer hehren Lichtgestalt schnell erfüllt hatte, die ihm, ein leuchtendes Meteor erschien und dann schnell wieder entschwunden war; — diese günstigen Einwirkungen alle veredelten auf eine begreiflich schnelle Weise Rheinthals Herz und

Geist. Unter diesen Umständen war indeß ein Jahr verstrichen. Das neue Schloß war dem Erdboden bereits entstiegen, der Park, Augusts Lieblingsort, der Zeuge seiner hohen Schwärmerei war hergestellt, zweimal war Augusts Urlaub verlängert worden, eine weitere Verlängerung nachzusuchen war nicht mehr thunlich, und der Zeitpunkt war nahe, welcher Rheinthal von seinem geliebten Werner, von seinem Parke, von allen seinen Schöpfungen trennen sollte. Er war während seines Aufenthalts in Rheinthal nur ein Paarmal in der Residenzstadt gewesen; seine alte Gattin prangte mit dem jungen Gemahle in ein Paar Gesellschaften, diesen Genuß konnte August der sonst nachsichtigen und genügsamen Alten nicht verweigern. Sie war Ihrerseits mit Augusts Lebensweise und vorzüglich mit seiner Wirthlichkeit ausnehmend zufrieden, und überredete andere Leute und sich selbst gar zu gerne, daß des Lieutenants sonderbare Umwandlung ihr Werk sey. Mit Wildenstein hatte Rheinthal ganz ge-

brochen, überhaupt konnte er nur mit dem höchsten Widerwillen an seine ehemalige Lebensweise denken, und er gefiel sich gar zu sehr in seiner jetzigen; — desto unerträglicher war ihm der Gedanke, nun in die Hauptstadt, zum Regimente und zu dem alten Schlendrian überhaupt zurückkehren zu müssen.

Die subalternen Militärverhältnisse, die immer gleich gestellte Uhr des Dienstes, wie sich Schillers Max Piccolomini so treffend ausdrückt, hatten für August allen Reiz verloren, so sehr er sich sonst in den Lappalien gefallen hatte. Er las gerade um diese Zeit in einem geistreichen Werke die Worte: „Der Soldat ist das nehmliche im Staate zur Friedenszeit, was zur heißen Sommerszeit der Ofen in einer Stube ist, und die Wahrheit, welche er in diesem Vergleiche zu finden glaubte, traf ihn in seiner gegenwärtigen Stimmung so sehr, daß er entrüstet ausrief: nein, nicht länger will ich ein Ofen mitten in der segenreichen Zeit des Som-

mers seyn. — Er beschloß die Militärdienste zu quittiren, seine alte Gattin war darüber erfreut, und sein cher ami, der Hofmarschall Pfauenschwanz, sorgte dafür, daß ihm ein ehrenvoller Abschied mit dem Karakter eines Rittmeisters ausgefertiget wurde.

Auch Werner billigte diesen Schritt, jedoch nur mit Modification, wie wir sogleich hören werden. Es ist wahr, ließ sich der Prediger bei dieser Gelegenheit vernehmen, und ich bin es selbst überzeugt, ein Mann von Ihrem Geiste, von Ihrem Herzen, ein Mann, der so emsig in die Höhe strebt, schon so eigene Schicksale erlebte, mit einem Worte, Sie passen nicht mehr dazu, als Lieutenant zu Friedenszeiten in der Schaarwache eines kleinen Herzoges zu dienen; allein so lobenswerth es ist, daß Sie sich diesen Verhältnissen entrissen haben, eben so sehr wäre es zu tadeln, wenn ein Mann von Ihrem Alter, Ihren Anlagen und Ihren Verhältnissen schon daran denken wollte, als Krautjunker ein Ve-

getabilienleben zu beginnen. Weihen Sie dem Staate Ihre Kräfte, Ihre Kenntnisse in einer Sphäre, die Sie anspricht, — dies sind Sie dem Vaterlande, ja Sie sind es sich selbst schuldig.

„Sie haben Recht, rief August begeistert, ich will Ihrem Rathe folgen, glücklicherweise befinde ich mich in einer Lage, die mir erlaubt, einen Weg dieser vorgeschlagenen Art zu verfolgen, ohne Speichellecker der Großen werden zu müssen.“

Nun war die Frage, für welchen Zweig des Staatsdienstes Rheinthal suchen sollte, sich zu qualificiren, er entschied sich — für Staatswirthschaft überhaupt. Werner erhielt den Auftrag, jene Werke zu besorgen, welche zur Ausbildung für diese wichtige schwere Wissenschaft beitragen können, und es dauerte nicht lange, so saß August mitten unter staatswissenschaftlichen Encyclopädien und Methodologien.

Des Britten Adam Smiths vortreffliche Abhandlung über den Nationalreichthum,

Schlözers und mehrerer anderer guter Schriftsteller dieses Faches Werke, verschafften ihm nach und nach deutliche Begriffe von den Grundprincipien einer vernünftigen Staatshaushaltung.

Glücklicherweise hatte auch Werner während seiner Universitätszeit mit Liebe über diesen Gegenstand bei einem berühmten Manne Kollegien gehört; nun konnte er allenthalben Rheinthals Zweifel lösen, konnte erläutern und anweisen.

August zwang sich, eifrig zu studiren. Ehrgeiz war nun einmal eine seiner Hauptleidenschaften, und auf diesem Wege konnte er hoffen, demselben Nahrung zu verschaffen.

Es dauerte nicht lange, so konnte Rheinthal mit Werners Beihülfe einen Traktat über Staatswirthschaft schreiben, in welchem vorzüglich das Vaterland beachtet wurde. Aus neun und neunzig Abhandlungen über einen Gegenstand eine hundertste zusammen zu stoppeln, will nun freilich nicht viel sagen, indeß

war es nicht zu leugnen, wenn Rheinthal seine Arbeit drucken ließ, und sie dem Herzoge dedizirte, so konnte ihm dieses nebst seinen übrigen wichtigen Verbindungen eine Bahn ebnen. Werner rieth selbst dazu. „Denn," sagte er, „dasjenige was wir für gut und nützlich erachten der Publicität zu übergeben, und es der besondern Beachtung eines Machthabers zu empfehlen, — ein solch Beginnen ist an und für sich selbst kein tadelnswerther noch kriechender Schritt."

Die Broschüre war gefertiget, und wanderte, nachdem beide Freunde ihre feinsten Feilen an ihr erschöpft zu haben glaubten, nach Kallendorf in die Druckerei, und bald darauf folgte Rheinthal seinem Geisteskinde in die Residenzstadt.

Er wollte nun alle Segel mit einemmale aufspannen, um zu einer Anstellung im herzoglichen Finanzdepartement zu gelangen, in welcher Lage er dann seine weitern Kräfte zu entwickeln und zu nutzen hoffen konnte. Er ent-

deckte seiner Frau diese Plane. Die Alte war davon bezaubert, denn sie sah schon im Geiste voraus, wie ihr einst als Frau Ministerin oder Präsidentin allenthalben die Kour gemacht werden würde. Sie versprach die kräftigste Verwendung ihrer einflußreichen Verwandtschaft, und rieth keine Summen zu sparen, wenn sie mit beitragen könnten, zu einem großen Ziele zu führen.

Der Hofmarschall von Pfauenschwanz konnte gar nicht genug hochtrabende Worte finden, um sein Entzücken über den patriotischen Entschluß seines Protegés an den Tag zu legen, welcher nun seine Kräfte in einer Civilkarriere dem Staate weihen wollte. „O rief er aus, seyn Sie ganz ruhig mon angé! es wird sich alles machen, ich werde die Durchlaucht schon präpariren, nach Lust werde ich sie bearbeiten, viel für Sie zu thun."

Bevor wir in unserer Geschichte weiter schreiten, ist es nun nothwendig dem Leser endlich einmal von den Verhältnissen des Thonländischen Hofes zu sprechen.

Der Herzog, schon ein Mann bei Jahren, war Wittwer, der Erbprinz noch unmündig. Den Karakter des Herzoges zu beschreiben ist nicht möglich, denn man kann nicht leicht etwas beschreiben, das gar nicht existirt. Eine Menge sich oft widersprechender Leidenschaften bilden keinen Karakter, im Gegentheil ist dieser gerade nicht vorhanden, wenn jene walten, und darum hatte der Herzog auch keinen Karakter. Er war stolz, rachgierig, mißtrauisch, wollte weise scheinen, und hätte vor allem andern sein Duodezländchen gar zu gerne zu einem auf sich selbst dastehenden von der ganzen übrigen Welt unabhängigen Reiche erhoben. Er wollte das Ansehen haben, selbst zu regieren, und wirklich gingen von seinem Kabinette aus an die Präsidenten der verschiedenen Departements die entscheidendsten Befehle, und die Herren Geheimen Räthe durften sich keine andere als unmaßgebliche Vorschläge erlauben, welche meistens verworfen wurden.

Solche Thatsachen bewirkten in der That,

daß die Thonländer zu sagen pflegten: „Unser Herzog regiert selbst.“ Nur Wenige waren eines Bessern unterrichtet. Der Herzog hatte einen Geheimen Sekretär, Namens Schleich, um sich, ein feines Kerlchen, der, wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt, nicht ohne Anlagen war und auch Etwas gelernt hatte; dabei aber waren der Herr Geheime Sekretär eine infame intriguante Kanaille. Dieser Schleich nun war des Allerdurchlauchtigsten rechte Hand, oder um richtiger zu sprechen, dessen Kopf, aus welchem Serenissimus alle Sentenzen und Machtsprüche schöpften. Dabei schien aber der kleine Kerl der allerunsprüchloseste Mensch zu seyn, er beugte sich vor den Geheimen Räthen, die er nach Belieben schikanirte, bis auf den Boden, und empfahl sich der Protektion der gnädigen Herren flehentlich. Merkte einmal ein kluges Menschenkind, aus welchem Loche der Wind pfiff, und bat de- und wehmüthig um Schleichs Vorwort, so hieß es: „wo denken Sie hin, wie dürfte ich mich un-

terstehen, ein Wort zu sprechen, die Durchlaucht dulden bei höchster Ungnade keine Einrede, beschließen Alles nach hohem eigenem Ermessen." Gerade dieses kluge Benehmen sicherte aber dem Herrn Sekretär die Gunst seines hohen Patrons, der ewig nur scheinen wollte, und auch nichts anders verstand, als zu scheinen.

Wie alle Menschenkinder, so hatten indeß auch der Herr Geheime Sekretär ihre Schwachheiten, worunter eine der ersten war, daß er sich von einer aus einem P—h—s acquirirten Maitresse regieren ließ, und wenn man es also beim rechten Licht betrachtete, so beherrschte Mademoiselle Flick, so hieß die Schöne, das Herzogthümlein.

Außer Schleich vermochte der Hofmarschall von Pfauenschwanz am meisten über den Herzog. Der Hofmarschall war zugleich maitre des spectacles am herzoglichen Hof, und hatte in frühern Zeiten die galanten Angelegenheiten des Allergnädigsten Herrn zu arrangiren gehabt, welches Geschäft ihm auch größtentheils

zur Allerhöchsten Zufriedenheit gelang, von dieser Zeit her schrieb sich des Herzogs Attachement an des Herrn v. Pfauenschwanz Person. Ein beständiger Katzenbuckel, ein unaufhörliches Lenken des Mantels nach dem Winde, — dies war die veraltete Politik, welcher der Hofmarschall ewig nachlebte, und die ihn bisher glücklich durch alle Hofstürme geleitet hatte. Pfauenschwanz und Schleich waren die geschworensten Feinde, wenn sie sich aber einmal begegneten, dann nannte der Hofmarschall den Sekretär seinen tres cher ami, und Schleich erniedrigte sich vor der Excellenz bis in den Staub.

Schlecht Unterrichtete, welche beim Kallendorfer Hofe Etwas zu suchen hatten, wandten sich an den Hofmarschall; besser Unterrichtete aber suchten mit Mademoiselle Flick ins Reine zu kommen. Die letztere Partie trug auch meistens den Sieg davon, denn Schleich und Mademoiselle Flick zusammen hatten mehr Verstand als der Herr von Pfauenschwanz und die Durchlaucht obendrein.

Rheinthal war in alle diese Hofmysterien nicht eingeweiht, er hielt wie viele Andre den Hofmarschall für das Fac totum des Herzoges.

Nun war der von Rheinthal geschriebene staatswirthschaftliche Traktat im Drucke fertig, ein auf Velin sauber abgedrucktes Exemplar wurde gar zierlich in Maroquin gebunden, und dem Herzoge überreicht, als Rheinthal der Gnade sich erfreute, durch den Hofmarschall Sr. Durchlaucht vorgestellt zu werden.

Der Herzog war außerordentlich für das Häufchen Soldaten eingenommen, welches er seine Armee nannte, und Jemand, der zu dieser Armee gehörte oder einst dazu gehört hatte, der hatte sich auch schon im Voraus bei Sr. Durchlaucht einer gnädigen Aufnahme zu erfreuen; ferner mußte der Herzog die Leipziger Literaturzeitung nie gelesen haben, denn er hält alle Leute, die Bücher für den Druck schreiben, für gewaltig gescheute Leute, auch für körperliche Schönheit hatten Se. Durchlaucht vielen Sinn. — Alle diese Umstände waren für Rheinthal ersprießlich. Der

Hofmarschall hatte nicht unterlassen, im Voraus seinen Cousin dem Herzoge als ein lumen mundi anzurühmen, sprach ferner von dessen Begierde dem Staate zu dienen, von der Politik, reiche Kavaliere des Landes auf solche Art an den Staat und die geheiligte Person des Regenarten zu attaschiren u. s. w.; mit einem Worte, Alles war so gut eingeleitet, daß sich Seine Durchlaucht aus Allerhöchst eigenem Antriebe bewogen fanden, den Rittmeister von Rheinthal zum wirklichen Rath beim Finanzdepartement zu ernennen, ohne daß diesmal Schleich zu Rath gezogen wurde. Bald darauf wurde Rheinthal auch zum Kammerherrn befördert, welches beim Thonländischen Hofe nicht schwer hielt, wenn man nur im Stande war, die sehr hohe Taxe zu entrichten.

Rheinthal hatte also sogenannten festen Fuß gefaßt. Diese großen Gnadenbezeugungen spornten ihn an, alle seine Kräfte aufzubieten, um dem Staate wichtige Dienste leisten zu können. Die Thonländische Staatshaushaltung hatte so

viele

viele Mängel, daß man eben kein Wiesiger zu seyn brauchte, um vernünftige Verbesserungen vorschlagen zu können. Pfauenschwanz hatte dem neuen Finanzrath den allerdings nicht unvernünftigen Rath ertheilt, seine allenfalsige Erfindungen und Verbesserungsvorschläge nicht im Dienstwege an den Herzog gelangen zu lassen, sondern sich in Hofgesellschaft an die Person des Allerdurchlauchtigsten zu machen, das Gespräch geschickt auf dieses und jenes zu führen, und dem Herzoge glauben zu machen, daß er selbst diese oder jene Idee gehabt habe.

Dieses war nicht schwer, der Herzog war redselig, machte gerne den Unterrichteten, und pflegte oft zu sagen: Ja, ja! — so, so habe ich es gemeint.

Rheinthal wußte überhaupt, wenn er wollte, die Menschen für sich einzunehmen; — es gelang ihm mit dem Herzoge ganz besonders.

Das ohnehin kleine Herzogthum war schlecht bevölkert, ein großer Theil des Bodens war gar nicht urbar gemacht, obwohl das Erdreich

nicht das schlechteste war. Rheinthal rieth dem Herzoge aus benachbarten übervölkerten reichen Ländern Kolonisten ins Land zu ziehen. Ew. Durchl. gewinnen dadurch, hieß es, an Population, an Einnahme ꝛc., dadurch gewinnt das Land nach und nach an innerlicher Stärke, wird unabhängiger von den Nachbaren und die eigentliche Staatskraft vermehrt sich. Dies taugte alles in des Herzogs Kram, denn ein unabhängiger Staat sollte das Herzogthümlein werden. „Ja, ja, rief er aus, so habe ich es gemeint."

Schleich mußte des Herzogs diesfalsige Ideen zu Papier bringen, dem Finanzdepartement wurde ein Gutachten abgefordert, und der Rath Rheinthal mußte die Sache bearbeiten. Alles ging durch, die Berufung der Kolonisten wurde dekretirt, allein Schleich wußte die wirkliche Ausführung auf die lange Bank zu schieben, so lange bis das ganze Projekt vergessen war.

Die Herren Britten überschwemmten das Herzogthümlein Thonland, so wie das ganze

Kontinent überhaupt mit ihren Waaren und schlugen anfangs, ihrer bekannten Merkantilpolitik getreu, ihre Artikel um Spottpreise los, bis sämmtliche Fabrikanten und Manufakturisten Bettelleute waren; die unseligen Folgen zeigten sich nur zu bald, der innere Handel und Wandel stockte, die Despoten des Handels der Welt zogen auch hier das baare Geld aus dem Lande, allenthalben erblickte man Noth, Geldmangel, Unzufriedenheit. „Verbieten Ew. Durchlaucht, sprach Rheinthal, das Einführen fremder Waaren aufs allerstrengste, helfen Allerhöchstdieselben den verarmten Fabrikanten auf die Beine, suchen Ew. Durchl. durch dem Handel bewilligte große Privilegien und Freiheiten, reiche und unternehmende Köpfe ins Land zu ziehen, bald wird der Wohlstand wieder aufblühen. „Ja, ja, gerade so habe ich es gemeint," rief der von der Wahrheit der Sache erwärmte Herzog. Es erfolgte die nemliche Procedur, wie früher beim Kolonistenplan, — Alles wurde beliebt, und nichts ausgeführt.

Plötzlich starb der Finanzpräsident an einer schlecht verdauten Gänseleberpastete, Rheinthal war nach der erledigten Stelle lüstern. Erringst du sie, sagte er sich selbst, denn kannst du mit mehr Nachdruck auftreten, und auf die Ausführung deiner nützlichen Vorschläge dringen. Dem Hofmarschall lag es daran, den cher Cousin zu poussiren, weil der, wie er hoffte, für ihn einst noch eine Stütze am Hofe werden konnte. Die Frau Finanzräthin von Rheinthal, sehnte sich ganz ungemein nach der Präsidentenstelle für ihren Mann, weil sie selbst dann Excellenz geheißen hätte, und weil die Herren Präsidenten hergebrachterweise alle den rothen Lehmorden erhielten.

Diese verschiedenartige Interessen bestimmten die ganze hochansehnliche Sippschaft, alle Maschinen in Bewegung zu setzen, welche dazu beitragen konnten, dem Finanzrath von Rheinthal die erledigte Präsidentenstelle zu verschaffen. Alle Bemühungen schienen aber Anfangs keinen erwünschten Erfolg herbeizuführen, aus dem

einfachen Grunde, weil das kleine, demüthige, Geheime Sekretärchen, Herr Schleich, dem Rheinthal, als ein Pfauenschwanzscher Protegé von jeher ein Dorn im Auge gewesen war, aus allen Kräften gegen die Erhebung des Finanzrathes arbeitete.

Allein bald gewann die Lage der Dinge ein anderes Ansehen. Die Frau von Rheinthal (wir wollen sie der Bequemlichkeit halber und um Verwechslung zu vermeiden, noch immer Pockenstein nennen), die Frau von Pockenstein also hatte eine Zusammenkunft mit Dame Flick, Schleichs Freundin, welche der Frau von Pockenstein 200 Louisd'or kostete, dagegen aber die Folge hatte, daß Rheinthal zwei Tage später in Forma zum Präsidenten des Finanzdepartements ernannt wurde. Schleich hatte müssen dem Willen seiner Gebieterin weichen, und that es in der Hoffnung, daß sich mehrere Gelegenheiten ergeben würden, dem Präsidenten als einem Finanzrath ein Bein unterzuschlagen.

Durch Rheinthals Erhebung zur Präsiden-

tenstelle waren im Finanzdepartement die ältesten, würdigsten, erfahrungsreichesten Männer zurückgesetzt worden, die bereits in Staatsdiensten gestanden hatten, als Rheinthal noch nicht geboren gewesen war; doch machte dieses nicht das geringste Aufsehen, denn man war es im Herzogthume Thonland gar nicht gewohnt, Talente, Verdienste u. dergl. berücksichtiget zu sehen. Connexionen, Ahnen, Schürzenvorsprache ꝛc. ꝛc. konnten allein nur in die Höhe helfen.

In der Familie des neugebackenen Präsidenten waren nun alle Herzen froh. Der Hofmarschall Pfauenschwanz zog nun mit gravitätischerem Air als jemals die goldene Dose hervor, und sprach mit in die Höhe gezogener Nase: „Mon Cousin, der Präsident.“ Die schmutzigen Ohren der Frau von Pockenstein kitzelte von nun an der so lieblich klingende Titel: Excellenz; und der ehrgeizige Rheinthal sahe sich zum Ritter vom rothen Lehmorden geschlagen.

Rheinthals Mutter aber kostete des Soh-

nes Glück das Leben, denn als sie ihres Lieblings Erhebung ganz unvorbereitet erfuhr, bekam sie ihr altes Uebel, den Brustkrampf, so heftig, daß sie erstickte. Der Todesfall seiner Mutter trübte die Freude des guten Augusts gewaltig.

Der Herr Präsident waren in der neuen Stelle, wie man zu sagen pflegt, kaum warm geworden, so erfüllten schon neue ehrgeizige Pläne seine Seele. Er ging mit nichts Anderem um, als seinem Vaterlande eine ganz neue bewunderungswürdige Verfassung zu geben.

Es war die Lieblingsidee des Herzogs, so wie die des neuen Finanzministers im Herzogthume Thonland, dem Lande ein gewisses Dastehen auf sich selbst und eine Unabhängigkeit von den benachbarten Staaten zu verschaffen, wie sie noch die dagewesen war. Die zum Grunde liegenden Absichten des Herzoges und seines Präsidenten waren freilich sehr verschieden, aber in der Hauptidee trafen sich ihre Wünsche. Kalte, vernünftige, ruhig überlegende Köpfe bewiesen aus der politischen und geogra-

phischen Lage des Herzogthumes zwar augenscheinlich, daß die Ausführung einer solchen hohen Idee geradezu im Reiche der Unmöglichkeit liege; allein für einen so bornirten Geist als der des Herzoges, und für einen so exzentrischen als jener des Präsidenten waren, galten solche Gründe — Nichts.

Rheinthal fing an ein System auszuarbeiten, dessen Befolgung die Unabhängigkeit und die Größe des Herzogthumes fest begründen sollte. Sein Raisonnement war ungefähr folgendes:

Das alte Sparta war der unabhängigste Staat, der vielleicht je existirt hat, und doch war das alte Sparta nicht viel größer als das heutige Thonland. Warum sollte eine vor Jahrtausenden angewendete Politik nicht auch jetzt noch ihre Rechte behaupten können, und warum sollte man nicht, mit für den Zeitgeist passenden Modifikationen, ein System wieder hervorsuchen können, dessen Anwendung das alte Sparta so wichtig und groß machte.

Lykurg, Spartas weiser Gesetzgeber, sah

ein, daß die Mittel, einen Staat unabhängig zu machen, darin beständen, die Verbindung mit der übrigen Welt abzuschneiden und die Einwohner des Staates dahin zu bringen, sich in allen Stücken selbst zu genügen. Nach Lykurgs Ansichten mußten die merkantilischen Verhältnisse vorzüglich dazu beitragen, ein Volk dem Vaterlande zu entfremden, und es weichlich und unkriegerisch zu machen; — diesen Uebeln zu begegnen, erfand er das bekannte Eisengeld, und die Früchte dieser glücklichen Idee zeigten sich bald. Die Herren Nachbaren wollten für Stückchen Eisen ihre Kunst- und Naturprodukte nicht ablassen, der merkantilische Verkehr mit dem Auslande mußte aufhören, die Noth machte die Spartaner industriös und arbeitsam, und damit war viel gewonnen. Glücklicherweise gab es in Sparta keine Juden, die hätten sonst wohl auch mit dem Eisengeld gewuchert, und einen Kours desselben erkünstelt; die Erziehung der Jugend und die übrigen hinlänglich bekannten Lykurgischen Kunststückchen vereinigten sich auf die

sinnreichste Weise mit der Erfindung des Eisengeldes, der Geist der Nationalität, in dem eigentlich die Unabhängigkeit und Größe eines Volkes ruht, erwachte, und siehe da, Sparta, das kleine Sparta wurde durch die Anwendung solcher Maximen groß und furchtbar.

Der sinnreiche Franzose Mercier sagt in seinem originellen Werke, die Nachtmütze betitelt, unter anderm: „Wäre heutigen Tages „ein Staat möglich, der nicht mit andern „in Verbindung stände, so würde der Gesetz„geber, der die Quelle der Laster verstopfen „wollte, nach dem Beispiel des Lykurgs „sein erstes Geschäft seyn lassen müssen, den „Werth des Goldes und Silbers zu vernich„ten. Dann würde sein Gesetzbuch beinahe „fertig seyn; denn sein Volk würde alsdann „nur rechtmäßige Leidenschaften haben, weil es „kein Mittel mehr geben würde, diejenigen zu „befriedigen, die es nicht sind. — Was wollte „dann ein lasterhafter Mensch anfangen? Wo„mit wollte er in Versuchung führen? Womit

„bestechen? Womit bestochen werden? Kein „Tausch würde statt finden, der nicht ins Auge „fiele, kein Tausch, der etwas Anderes, als die „Bedürfnisse des Lebens zum Zweck hätte. Der „Privatmann würde tugendhaft seyn, und auch „der Staat."

Sollte, fragte sich der Finanz-Präsident selbst, sollte sich das spartanische System nicht auf das Herzogthum Thonland anwenden lassen. Die Frage war schnell mit Ja beantwortet, aber das Wie machte dem genialen Rheinthal doch viel Kopfbrechens. Das Eisengeld schien ihm die Axe zu seyn, um welche die ganze Lykurgische Staatspolitik sich drehte, allein gerade die Einführung eiserner Münzen war aus hundert Gründen im Herzogthume Thonland nicht wohl ausführbar.

Lange grübelte Rheinthal darüber nach, ein passendes Surrogat für das spartanische Eisengeld ausfindig zu machen, Papiergeld zu fabriciren hätte zwar dem Staate noch weniger gekostet als Eisengeld, allein diese Idee war

nicht neu, und dann ließ sich a posteriori erweisen, daß Papiergeld bisher keinen Staat in ein Sparta verwandelt hatte; — da erleuchtete plötzlich ein großer Gedanke Rheinthals Seele.

Im Parke zu Lustenau gab es eine Stelle, ungefähr achtzig Quadratfuß im Umfange, auf welcher ein Thon gegraben wurde, den man außer im Lustenauer Parke in der ganzen übrigen Welt nicht wieder fand. Dieses Thones specifische Schwere war bedeutender als jene des Bleies, seine Grundfarbe war Ponceauroth, jedoch gelb und grün gesprengelt, und dabei war der Thon so spröde, daß man keine andere Figuren als Kugeln von ihm formen konnte; dieser Thon war bisher nicht beachtet worden, und man fand ihn höchstens als Naturseltenheit in den Kabinetten der Naturforscher. Wie, sagte nun Rheinthal zu sich selbst, wenn die oberste Staatsbehörde diese Masse an Geldes Statt einführte, könnten dadurch nicht Spartanische Resultate zum Vorscheine kommen? — unser Thon hat so Etwas

Eigenthümliches, daß er nicht nachzumachen ist, dagegen hat er durchaus keinen innerlichen Werth; der Verkehr mit den Nachbaren, die Auswanderungen und alle andere dem Staatsinteresse so schädliche Dinge werden durch die Einführung des Thongeldes plötzlich aufhören, denn die Thonländer werden mit ihren Thonkugeln außer den Grenzen des Landes durchaus nichts beginnen können, weil diese Kugeln im Auslande durchaus zu keinem Kours gelangen werden.

Rheinthal erschrack im ersten Augenblick selbst vor der hohen Genialität des Gedankens, aber bald wurde er mit demselben vertraut, verarbeitete ihn immer mehr und mehr, und bald hatte sich in seinem Kopfe die fixe Idee festgesetzt, daß nur, durch die Einführung der Thonkugeln statt Geld, im Herzogthume einem Staatsbanquerot vorzubeugen sey, und daß aus diesem neuen Systeme für den Staat das größte Heil hervorgehen müsse.

Wir haben dem Leser unsern Rheinthal

durchaus nicht als Pinsel, sondern als einen Menschen von seltenen Anlagen und gesundem Menschenverstand geschildert, und man wird es daher vielleicht für unwahrscheinlich halten, wie ein solcher Mann einer so lächerlichen Chimäre nachhängen konnte; allein wir müssen bitten zu beachten, daß bei den talentvollsten und verständigsten Männern sich die korruptesten Ideen fixiren können, besonders wenn sie erst anfangen sich der unseligen exzentrischen Plusmacherei hinzugeben. Wir könnten diese Behauptung mit vielen Beispielen aus der neuern Staatsgeschichte belegen, wenn wir nicht das alte „exempla sund odiosa“ zu sehr zu würdigen wüßten *).

---

*) Nur durch ein nicht erfundenes Beispiel wollen wir es versuchen, unsere Leser zu überzeugen, in welche Thorheiten selbst die klügsten Menschen verfallen können.

Ein Herr v. G. — Minister eines großen Monarchen, und selbst ein feiner unternehmender Kopf, der nicht zu blöde war,

Nachdem der Finanz-Präsident nun sein Thonkugelsystem so ausgearbeitet hatte, daß er glaubte, es werde alle Angriffe aushalten können, verlangte er von dem Herzoge eine Privataudienz, um eine Sache von der höchsten Wichtigkeit vorzutragen, und sein Gesuch wurde in Gnaden gewährt.

---

nach einer benachbarten Königskrone zu streben, brachte den Herbst seines Lebens auf dem einzigen ihm noch übrigen kleinen Gütchen zu. Der Herr von G. — hatte schnell und viel gelebt, und bemerkte nun als Greis eine auffallende Abnahme seiner Lebenskraft. Der Herr Exminister sannen auf ein Mittel, die verlorenen Lebenssäfte wieder zu ersetzen, und glaubten endlich das Geheimniß in einer höchst belachenswerthen absurden Idee gefunden zu haben. Rüstige Bauerknaben mußten das Mittel gegen gute Remuneration herbeischaffen, welches das verlöschende Lebensfünkchen des Herrn v. G. restauriren sollte, allein das Mittel — entsprach der Erwartung nicht, und die ganze Geschichte verursachte dem Exminister zuletzt noch viel Verdruß.

Als nun Rheinthal dem Herzog gegenüber stand, fühlte er erst, wie schwer es halten dürfte, dem Durchlauchtigsten ein System der Art vorzutragen, zu zergliedern und die Vortrefflichkeit desselben einleuchtend zu machen, denn der Durchlauchtige hatte, beiläufig gesagt, ein gar zu schwaches Fassungsvermögen, und sein Geist war durchaus unangebaut geblieben; sein ehemaliger Gouverneur hatte nichts verstanden, als Hasen zu jagen und Füchse zu prellen, und konnte also seinem Durchlauchtigen Eleven auch nichts anderes beibringen, dessen geistige Anlagen ohnehin von Natur aus mehr als seicht waren. Um den Herzog ganz zu karakterisiren, können Wir nicht umhin, unsern Lesern hier eine Anekdote aus den Jugendjahren dieses Fürsten mitzutheilen.

Als der Herzog noch Erbprinz war, ging er einst spazieren; vor ihm gingen zwei Wachtmeister von der Herzoglichen Reiter-Leibgarde, welche mit so ungeheuren Schmerbäuchen begabt waren, daß man sie eher für Kapuziner-

guar-

guardiane als für Martisföhne hätte halten können. Dem Erbprinzen fielen die dicken Bäuche der Unteroffiziere auf, und da er eben einen gemeinen Leibgarde-Reuter in der Nähe stehen sah, winkte er diesem näher zu kömmen. Der Reuter kam, und stellte sich mit steifem militärischem Anstand vor den Prinzen hin. „Sage mir doch, mein Sohn!" fing der Prinz nun an zu fragen: „woher mag es kommen, daß Eure Wachtmeister alle so dicke Bäuche haben?" — Dies macht der Mist, gnädigster Prinz! antwortete der Mann. „Wie," rief der Erbprinz! nun voll Verwunderung aus, „der Mist? — Fressen denn Eure Wachtmeister den Mist? — „Nein, gnädigster Prinz!" entgegnete der Reuter, „sie verkaufen ihn, und für das erlöste Geld kaufen sie dann wieder Speck, Doppelbier und andere dergleichen nahrhafte Sachen, allein man kann doch immer mit Recht sagen, der Mist macht die Herren fett, denn der Mist ist doch die Ursache, die ihnen gute stark-

machende Lebensmittel in Hülle und Fülle schafft."

Doch wir kehren zu unserm Rheinthal zurück. Wir ließen ihn vor dem Herzoge stehen, in großer Verlegenheit, wie er demselben den neuersonnenen Finanz-Operationsplan und das Thonkugelsystem beibringen sollte. Der Präsident hielt es fürs Beste, vom Ei der Leda anzufangen, und er begann also vorerst dem Durchlauchtigen das Glück und die Größe des alten Sparta mit glühenden Farben zu schildern. Der Herzog horchte hoch auf; unter die wenigen Bücher, welche Se. Durchlaucht auf dem heimlichen Gemache zu lesen pflegte (denn sonst las der Herzog nie), gehörte Farrentrapps genealogisches Handbuch. Der Herzog hatte dieses Werk sehr gut inne, allein von einem Reiche, welches Sparta hieß, fand er in Farrentrapp gar keine Erwähnung.

Rheinthal hatte viel zu reden und zu erörtern, bis sich der Herzog einen dunkeln Begriff von der Verfassung des Spartanischen Staates

und von der Ursache, aus welcher die Spartanische Dynastie nicht im Farrentrapp aufgeführt sey, machen konnte; allein als es anfing im Herzoglichen Kopfe zu dämmern, meinte Se. Durchlaucht, ein so à la Sparta organisirter Staat, möchte gar nicht übel seyn.

Das war's, wohin der Präsident den Herzog gerne haben wollte, er kam nun von A zu B und von B zu C, und endlich erschien der Thonkugelplan. Der Herzog sperrte Augen, Ohren und Mund weit auf, als er das sonderbare Projekt vernahm. Es kostete den armen Rheinthal viele Worte, bis er den Herzog mit seiner Idee einigermaßen vertraut sah, allein nun hatte er auch das große Vergnügen zu bemerken, wie sich die Durchlaucht ungewöhnlich leidenschaftlich für den Thonkugelplan erwärmten. Der Herzog wollte längst seinen getreuen Soldätleins eine Zulage bewilligen, aber die Staatskasse erlaubte es nicht. „Nun aber, sagte der Herzog erfreut, käme es ja nur darauf an, aus der Lustenauer Thongrube ein Paar

Körbe mehr zu schöpfen?" — Richtig, Euer Durchlaucht, antwortete der Präsident. — Der Herzog wollte eine Menagerie, eine italiänische Oper und andere kostspielige Herrlichkeiten in Kallendorf haben, ferner wollte er kostbare Gebäude aufführen, Kanäle graben, Chausseen bauen ꝛc. ꝛc. Allein der Staatskassirer sagte immer: nein, nein! — Nun aber, fragte der Herzog wieder, dürfte man ja nur aus der Lustenauer Thongrube, die doch hundertmal größer wie die Staatskasse ist, einige hundert Pfund mehr Thon graben? — Richtig, Euer Durchlaucht! sprach der Präsident wieder.

J mein Rheinthalchen! rief nun der Herzog freudig, dies sind ja allerliebste Ideen, die ich da habe.

Nun aber fing sich doch bei der Durchlaucht ein neuer Zweifel zu regen an. Wie, fragte er, wenn aber meine Unterthanen die Thonthaler, die ich verfertigen lassen will, nicht haben, und lieber mit ihren Silberthalern und

Goldstücken verkehren wollen, wie dann? Der Präsident lächelte. Auch dieser Fall ist bedacht, Euer Durchlaucht, lautete die Antwort. Die Einführung der Thonkugeln müßte mit vieler Klugheit und Vorsicht vor sich gehen. Man beobachtet, bis zum entscheidenden Augenblick, ein strenges Stillschweigen; an einem festzusezzenden Tage wird die Thongrube in Lustenau militärisch besetzt, und als die künftige Fondkammer des National-Reichthumes streng bewacht. Zu gleicher Zeit erscheinen im ganzen Herzogthume gedruckte Edikte, welche die Einführung des Thongeldes dekretiren, und in demselben Augenblicke, wenn die Menschen in der ersten Ueberraschung sind, werden die Kassen der Banquiers, der Kaufleute, mit einem Worte alle den Privatleuten gehörige Vorräthe an geprägtem und ungeprägtem Silber und Gold konfiscirt, allein der Betrag gewissenhaft durch neues Thongeld ersetzt. Die auf diese Art gewonnenen Silber- und Goldvorräthe sind nun rechtmäßiges und einziges Eigenthum des Staa-

tes, und dienen dazu, auf das Ausland zu wirken und demselben zu imponiren, im Lande selbst muß von nun an kein Dreier baar Geld mehr zu sehen seyn, und auf die Verhehlung der kleinsten Münze Todesstrafe gesetzt werden, aller Handel und Wandel muß sich nun mit Thon machen, und der Staat leistet alle seine Zahlungen in Thonkugeln. Die Sache wird zwar im Anfange Aufsehen machen, allein die Thonländer sind gute Menschen, einen Aufstand haben wir nicht zu fürchten und im Nothfalle können sich ja Euer Durchlaucht auf die erprobte Treue und Anhänglichkeit der Truppen verlassen, die schnell kleine Unruhen im Keime ersticken werden.

Der Herzog war entzückt, er vergaß sich so sehr, seinen Finanzminister zu umarmen und mehreremale zu embrassiren. „Ja, ja so — gerade so hab' ich es gemeint, rief er aus, mein Staatsrath soll sich außerordentlich versammeln, und Sie, mein lieber Rheinthal! sollen die Ehre haben, ihm meine Ideen in Betreff der

Einführung der Spartanischen Verfassung und des Thongeldes vorzutragen.

Der Staatsrath erhielt auch wirklich Befehl zusammenzutreten, um einen neuen Finanz Operationsplan in genaue Prüfung zu ziehen, welchen der Finanzpräsident vortragen würde. Der Tag der Versammlung erschien, die Herren waren außerordentlich gespannt, jetzt trat der Präsident auf, und fing an zu sprechen, — es dauerte nicht lange, so sahen die Herren Räthe verwunderungsvoll einander an, sie glaubten Alle, der Herr Präsident sey plötzlich verrückt geworden. Als das neue System gänzlich entwickelt war, und Rheinthal seine Rede geschlossen hatte, ertönte plötzlich ein einstimmiges wiederholtes nein, nein, durch den Saal. Die Jaherren verleugneten auf einmal ihre Natur und riefen Alle: nein, nein. Die Räthe, im Genusse von Jahrgehalten zu 3 bis 5000 Thalern, stellten sich Alle vor, wie sie, wenn das neue System wirklich angewendet werden sollte, in Zukunft statt 5000 Thalern,

5000 Thonkugeln erhalten würden, und diese furchtbare Vorstellung erzeugte das einstimmige heroische: „nein, nein!“ Der Präsident gerieth in Zorn, und lief zum Herzog, um die boshafte Widerspenstigkeit der Räthe zu melden und auf einen Machtspruch anzutragen. Der Herzog fing nun doch an stutzig zu werden, und verschob seinen Ausspruch, um sich mit seinem Schleich über die Sache benehmen zu können. Der Herr Geheime-Sekretär hatte absichtlich bis jetzt geschwiegen, weil er vorhersah, daß sich Rheinthal ganz erstaunlich kompromittiren würde, allein da er nun aufgefordert wurde, fing er an seine oft erprobte Suade auf die Durchlaucht wirken zu lassen. Wir verschonen unsere Leser mit den Gründen, welche Schleich aufstellte, um zu beweisen, daß die Idee, Thonkugeln statt Geld einzuführen, geradezu eine Tollheit sey; jeder von uns ist davon überzeugt, ohne daß wir die Demonstrationen des Herrn Geheim-Sekretärs darüber zu vernehmen brauchen. Der Herzog, welcher

so leidenschaftlich für das Thongeldsystem eingenommen war, neigte sich nun immer mehr und mehr auf die Schleichische Seite. Die Durchlaucht hatten überhaupt das Unglück, sich immer von demjenigen, der gerade sprach, überzeugen zu lassen, und immer der Meinung desjenigen zu seyn, der Hochdenenselben gegenüber stand, wenn Hochdieselben auch oft gerade des leidigen Scheines halber, das Gegentheil affektirten. Schleich schloß seinen Vortrag mit den Worten: „In Thonland D — t statt Geld einführen zu wollen; dieses ist eine Idee, deren erster Vater die Absicht gehabt zu haben scheint, mit Gewißheit eine Revolution herbeizuführen, und das theure Leben Euer Durchlaucht der bestimmtesten Gefahr auszusetzen.“

Nun war der Herzog in's Bockshorn gejagt. Dies wußte der feine Schleich wohl, er durfte, wenn die Durchlaucht einmal Miene machte, einen eignen Willen haben zu wollen, nur das Wort Revolution aussprechen,

dann konnte er den Gewalthaber nach Gefallen lenken, wohin er wollte; denn der Herzog dachte bei diesem Worte immer sogleich an den sechzehnten Gallischen Ludwig und dessen schauerliches Ende, und der arme Fürst hatte eine so lebhafte Phantasie, daß ihn diese Vorstellung zittern, beben, und zähnklappern mach-

Als sich der Herzog einigermaßen erholt hatte, befahl er an Schleich: „Fertigen Sie sogleich ein Reskript an den Staatsrath aus, von dem verfluchten Spartanischen Systeme soll gar keine Rede mehr seyn, bringen Sie mich aus dem Spiele und schieben Sie alle Schuld auf den Narren, den Rheinthal.“

Man kann leicht sich vorstellen, wie sehr sich der Herr Finanzpräsident kompromittirt sah, und welche lächerliche Sensation das Thonkugelsystem allenthalben machte.

Der Hofmarschall von Pfauenschwanz nahm eine Prise nach der andern, und sagte des Tages hundertmal: Monsieur le Praesident hat sich ein gewaltiges démanti gegeben

Rheinthal hatte wirklich ſonſtherhin recht gute Ideen angegeben, allein keine war ausgeführt worden, nun glaubte er mit etwas Außerordentlichem hervortreten zu müſſen, um zu imponiren und durchzudringen. Ja wir glauben, daß es ihm mit der Ausführung der lächerlichen Chimäre ſelbſt nie Ernſt war, er wollte wahrſcheinlich durch Vorſchlagung dieſer Extreme nur die Verwirklichung ſeiner frühern Ideen herbeiführen. Es ſey dem übrigens wie ihm wolle, genug der Präſident ſcheiterte an der Klippe, an welcher ſchon ſo manches Genie geſcheitert iſt, das beſtändige und abſichtliche Jagen nach Originalität nehmlich verleitet nicht ſelten zu Albernheiten.

Man fing nun an dem Herrn Finanzpräſidenten kalt zu begegnen, und ſeine brillanteſte Epoche am Kallendorfer Hofe ſchien vorübergegangen zu ſeyn. Rheinthal war klug genug dieſes einzuſehen, und forderte einen mehrmonatlichen Urlaub, um durch die Landluft ſeine zerrüttete Geſundheitsumſtände wieder herzu-

stellen. Er erhielt den Urlaub von dem Herzog in den theilnehmendsten und gnädigsten Ausdrücken, und die böse Welt sagte: der Finanzpräsident leide an einer Thonkugel-Indigestion, die er nun auf dem Lande ausschwitzen wolle. Rheinthal war über Erbärmlichkeiten der Art zu erhaben, als daß sie ihn hätten kränken können.

Er fand auf seinem Gute die neuen Schöpfungen, welche unter Werners Aufsicht geblieben waren, im schönsten Gedeihen und Aufblühen, sein schöner Park machte ihm am meisten Freude. Er ging nun mit Werner seine Ministerialcarriere durch, und fand selbst, daß er gewaltig viele Schnitzer gemacht habe. Er lernte einsehen, daß ein oberflächliches Studium irgend eines wissenschaftlichen Zweiges, ein Schöpfen aus Encyclopädien und Methodologien lange nicht hinreichend zu wirklichen Leistungen sind, er lernte einsehen, wie nothwendig und schätzbar lange Erfahrung vorzüglich im staatswissenschaftlichen Fache ist, und nie verstand er

den Sinn des weisen: Ars longa, vita brevis so ganz wie jetzt.

Schleich, und Rheinthals übrige Feinde sorgten dafür, daß in auswärtigen Journalen des Thonländischen Finanzministers Handlungsweise aufs bitterste getadelt, alle seine Schwächen aufs schonungsloseste aufgedeckt, und seine Schriften mit Infamie recensirt wurden. Rheinthal wallte auf, aber Freund Werner bewies, wie nothwendig es sey, hier mit kaltem Blute zu prüfen und zu handeln. Die Wahrheit dieses Rathes siegte über Rheinthals Ungestüm, er zwang sich, alle über ihn geschriebene Kalumnitäten zu lesen, und unpartheiisch ihre Gründlichkeit oder Ungründlichkeit zu erforschen. Er lernte diejenigen Anklagen, welche bloß Früchte des Neides, der Bosheit und der Verläumdung waren, verlachen, fand sich aber dennoch durch manche andere Stelle hart getroffen. Dieses bewirkte Prüfung und Erkenntniß seiner selbst und machte, daß er eifrigst bemüht war, manche seiner Schwächen abzulegen, und daß

er sich mit Macht an ein gründlicheres und zweckmäßigeres Studium in dem Fache gewöhnte, dem er sich einmal ergeben hatte. Auf diese Weise wirkten Rheinthals Feinde ohne ihren Willen sogar freundlich auf seinen Karakter und seine fernere geistige Ausbildung.

In Nebenstunden schwärmte Rheinthal mit dem Prediger in den Gefilden der Poesie und Natur. Das Andenken an die schöne Jungfrau, die ihm einst im Lustenauer Park erschienen war, konnte kein Lebensverhältniß unterdrücken, er schwärmte Stundenlang in diesem Andenken, und verehrte jene weibliche Huldgestalt, ohngefähr auf die Art, wie der brünstige Katholik seine Madonna. In lichten heitern Sommernächten lag er der Terrasse gegenüber, welche er, wie wir schon erwähnt haben, in seinem Park nach der Lustenauer hatte aufführen lassen, seine Phantasie war in solchen Stunden oft so geschäftig, daß er deutlich auf der Terrasse die weiße Gestalt zu sehen, und die wunderbaren Saitentöne zu vernehmen

glaubte. – Zu dieser Zeit fing August an Poesien zu versuchen, die beinahe Alle die nur einmal gesehene Geliebte besangen. Er überwand sich, Werner einige dieser Arbeiten zu zeigen, der Prediger staunte über das tiefe rührende Gefühl, welches aus diesen Dichtungen hauchte. Ja rief er, die Alten haben Recht: poëta nascitur, orator fit. Kultiviren Sie, gnädiger Herr! ein Talent, das im Stande ist den Glücklichen, der es besitzt, weit über die nichtigen Verhältnisse und Sorgen dieses Erdenlebens zu erheben.

In seinen Knabenjahren hatte August zeichnen gelernt, er hatte viele Anlage zur Kunst verrathen, aber dieselbe in der Folge ganz vernachläßiget. Ein innerer unwiderstehlicher Drang gab ihm nun wieder den Crayon in die Hände. Immer und immer zeichnete er denselben Gegenstand — Luise von Falkenried. Diese Versuche belohnten sich über Erwartung, immer treffender gelang es ihm, das Bild der Seelengeliebte wiederzugeben, freilich wohl mög-

lich, daß seine Phantasie bei dieser Art von Glauben stark mit im Spiele war. Zuletzt versuchte August sogar zu malen, auch dieses gelang nach monatlanger Anstrengung zu seiner Zufriedenheit und nicht lange so stand das angebetete Mädchen ganz in der ruhigen himmlischen Hoheit, wie sie ihm ehemals in der Mondnacht erschienen war, auf der Leinwand. Jeder Unbefangene, welcher das Bild gesehen hätte, würde geglaubt haben, der Maler habe eine überirrdische Heilige darstellen wollen. Selbst Werner bekam dies Bild nicht zu sehen, es erhielt die Ehrenstelle in einem nach altgothischer Art aufgeführten Tempel des Parkes, zu welchem Rheinthal immer den Schlüssel bei sich führte, und in dem er nun manche Stunde, seine Schöpfung anstarrend, zubrachte.

Daß der junge Mann mit seiner heftig brennenden, hoffnungslosen Liebe im Herzen, in den Banden, welche ihn an eine alte verhaßte Gemahlin ketteten, nicht glücklich seyn konnte, besonders da er nun auf seine ehrgeizigen Plane

hätte

hatte scheitern sehen, dies wird jeder Menschenkenner gerne glauben, indeß verlebte er doch hier, auf dem durch ihn verschönerten Stammsitze seiner Väter, in der Gesellschaft seines guten Werner, so heitere Tage, als man in solch einer Lage leben kann. Süße Schwärmereien mußten die Wirklichkeit ersetzen.

Mehrere Monden waren Rheinthal auf diese Art verflossen, allein nun riefen neue Begebenheiten ihn nach Kallendorf zurück.

Thonland hatte eine Konstitution, so weise als sie nur irgend ein monarchischer Staat haben kann. Sie sollte den Regenten bestimmen, seine Unterthanen als ein guter Vater und nicht als Tyrann zu regieren. Aber der Herzog und sein Herr Schleich, bekümmerten sich den Henker um die Konstitution des Reiches und um die Unterthanen, und thaten, was ihnen gefiel; das eigentliche Regieren aber verstanden sie im Grunde Alle beide nicht. Es wurden Gewaltthaten über Gewalt-

thaten verübt, Schulden auf Schulden gehäuft, und dumme Streiche ohne Zahl begangen. Es kamen Mißjahre, die Bedürfnisse des Hofes nahmen kein Ende, die Auflagen wurden immer unerträglicher, und das Volk fing an schwürig zu werden. Es liefen mehrere anonyme Briefe an den Herzog ein, in welchen mit den drohendsten Ausdrücken eine Versammlung der Landstände verlangt wurde. Schleich suchte es vergebens zu verhüten, einige dieser Briefe geriethen doch in die Hände des Herzoges, der gnädigste Herr fing an zu zittern, und Schleich mochte sagen, was er wollte — die Landstände wurden in die Residenzstadt zusammenberufen, um das Beste des Landes zu berathen. Man mußte es übrigens dem Finanzpräsidenten zur Ehre nachsagen, daß er längst auf eine Versammlung der Landstände angetragen hatte.

Das Volk hoffte viel von dieser Maßregel, und wurde ruhig.

Der Präsident der Stände-Versammlung

war ein Herr von Bangenleim, ein recht guter Mann, aber recht schrecklich einfältig. Der Herr Präsident sollte die Versammlung der Stände mit einer gewichtigen auf die Zeitumstände passenden Rede eröffnen, aber du mein Gott! eine gewichtige Rede, ja nur ein gewichtiges Wort, — und der Herr v. Bangenleim — welch' heterogene Dinge!!! —

Rheinthal war im eigentlichsten Sinne des Wortes Patriot. Die Zusammenberufung der Stände hatte ihn mit Freude, die Präsidentenwahl mit Trauer erfüllt. Er beschloß seinem Vaterlande einmal ohne Eigennutz und Ehrgeiz zu dienen, und steckte sich zu diesem Ende ganz in der Stille hinter den Herrn von Bangenleim, um ihn mit Rath und That zu unterstützen. Wie froh war der alte Herr! der gar nichts sehnlicher wünschte, als bloß Maschiene seyn zu dürfen. Vorerst arbeitete nun Rheinthal dem Herrn von Bangenleim eine Rede aus, mit welcher er die Berathung der Stände eröffnen sollte. Man sah es der Rede sogleich

an, daß sie nicht der ehemalige Rheinthal, sondern der durch die bittern Kritiken seiner Feinde zu einem gründlicheren Denken und Studieren veranlaßte, talentvolle Rheinthal verfertiget hatte. Die Rede war kräftig und wahr. Sie schilderte die traurige Lage des Vaterlandes, die Uebelstände der gegenwärtigen Regimentsart, und den daraus nothwendig entstehen müssenden gänzlichen Ruin des Wohlstandes und Bürgerglückes mit den lebhaftesten Farben, und forderte die Stände zu einem kräftigen furchtlosen Handeln in den zweckmäßigsten ermuthigenden Ausdrücken auf.

Diese Rede, welche sogleich gedruckt worden war, machte vieles Aufsehen. Der Bürger glaubte sich nun in seinen gerechten Erwartungen nicht betrogen. Jedermann sah sogleich wohl ein, daß diese markigen Worte weder aus der Feder, noch viel weniger aus dem Kopfe des guten Herrn von Bangenleim geflossen seyn konnten, und man zerbrach sich sehr die Köpfe darüber, wer wohl der eigentliche Ver-

fasser seyn dürfte. An Rheinthal dachte Niemand, den dem traute man seit der Thonkugelgeschichte nichts Gutes mehr zu.

Dem Geheim Sekretär Schleich war die Bangenleim'sche Antrittsrede Wasser auf seine Mühle. Er ging sogleich mit einem gedruckten Exemplare derselben zu dem Herzoge. „Geruhen Eure Durchlaucht nun selbst gnädigst zu ersehen, sprach der Ränkeschmied, wie nicht unzeitige Furcht oder andere nichtsbedeutende Gründe Dero unterthänigsten Knecht veranlaßt haben, von der unseligen Ständeversammlung abzurathen, schon die ersten Schritte dieser saubern Versammlung rechtfertigen meine gerechten Besorgnisse, hier ist die Antrittsrede des Herrn von Bangenleim; jedes Wort ist ein Tadel der bisherigen herzoglichen Regierung, beinahe jede Zeile predigt Aufruhr. Pflicht und Gewissen fordern mich auf zu sprechen; wenn Eure Durchlaucht sich nicht hier mit Kraft und Zuversicht benehmen, so ist das Aergste zu befürchten.

Der Herzog erschrack gewaltig ob diesen Worten, denn er hatte schon vor dem Argen ungeheuer Respekt, und hier war nun gar die Rede vom Aergsten. Er ließ sich von Schleich die Antrittsrede des Bangenleim vorlesen. Es war nicht zu leugnen, in der Rede wurde allerdings mit Bescheidenheit Manches so wie es bis jetzt war getadelt, und von nothwendigen Abänderungen gesprochen, — schmeichelhaft für den Herzog war die Oration überhaupt nicht, jedoch der ihm schuldige Respekt wurde nicht ein Haarbreit verletzt; allein Schleichs Commentar vermochte den Herzog, die Abhaltung und den Druck der Rede geradezu als einen Hochverrath anzusehen. Seine Durchlaucht überließen sich nun ganz einer ihm vorzüglich eigenen Passion, nemlich dem sogenannten viehischen Zorne, Hochdieselben wollten sogleich den alten Herrn von Bangenleim aufhängen und alle Mitglieder der Versammlung ins Zuchthaus sperren lassen, allein Schleich wußte den Durchlauchtigsten Zorn schnell durch

die Bemerkung zu dämpfen, daß gerade solche Maaßregeln schnell das Allerärgste herbeiführen würden. — Es wurde demnach beschlossen, vorerst den eigentlichen Autor der Broschüre ausfindig zu machen.

Schleich hatte sammt aller Vorsicht, die Rheinthal gebraucht hatte, dennoch Lunte von seinen Zusammenkünften mit dem alten Bangenleim, und daß die Beiden nicht Stunden lange beisammen sitzen würden, um allenfalls Piket zu spielen, darüber war Schleich im Klaren, er glaubte nun sey der Augenblick da, welcher den ihm verhaßten Finanzpräsidenten vollends stürzen könnte, und diese Aussicht bestimmte das Männchen zu einer rastlosen Thätigkeit.

Man hatte dem guten Herrn von Bangenleim einen jungen würdigen französischen Kammerdiener aufgeschwatzt, diesen zu erkaufen war eine Kleinigkeit. Herr von Bangenleim saß an einem der nächsten Abende auswärts in einer Gesellschaft beim L'Hombretische, Mon-

fleur Lafleur öffnete dem, heimlich in die Bangenheimsche Wohnung eingelassenen Schleich des alten Herrn Sekretär, alle Manuscripte wurden von dem gewandten Geheim Sekretär mit Blitzesschnelle durchwühlt, und siehe da — richtig fand sich das Manuskript der Antrittsrede geschrieben — von Rheinthals wohlbekannter Hand.

Schleich eilte sogleich mit der wichtigen Freude zum Herzog, der wüthete, und Rheinthal wurde noch in derselben Nacht arretirt.

Rheinthals Benehmen wurde ohne weiteres für ein Majestätsverbrechen erklärt. Eine Kommission wurde niedergesetzt, welche aus lauter Schleich'schen Kreaturen zusammengesetzt war, die nun den Finanzpräsidenten richten sollte. Diese Kommission foderte Alle diejenigen auf, sich bei ihr zu melden, welche gegen den Finanzpräsidenten von Rheinthal aus was immer für einem Grunde Klage zu führen hätten, Schleich und Konsorten sorgten dafür, daß es nicht an Klägern fehlte. Die ungereimtesten

gegen den Präsidenten gerichteten Klagen wurden angenommen und zum Nachtheil desselben entschieden. Endlich fällte die Kommission ein Endurtheil, nach welchem der bisherige Finanzpräsident von Rheinthal aller seiner Ehren und Würden entsetzt, und noch überdieß mit fünfjähriger Festungsstrafe belegt werden sollte. Se. Durchlaucht fand sich allergnädigst bewogen, die Festungsstrafe in ewige Landesverweisung zu verwandeln. Das Urtheil wurde vollstreckt.

Der Hofmarschall sagte zu seiner Tante, der Frau von Pockenstein: Monsieur votre mari hat sich benommen, wie ein bête, die Ehre unserer Familie fordert es, alle Konnexionen mit ihm aufhören zu lassen, ich rathe Euer Gnaden sich von dem Majestätsverbrecher scheiden zu lassen, wenn Sie nicht die Ungnade des Durchlauchtigen auf sich und Ihre ganze Familie bringen wollen. Werde ich aber, versetzte die Pockenstein, den Namen von Rheinthal und das Prädikat „Exzellenz" beibehalten?"

„Sans doute, antwortete der Herr Neffe, dies wird sich machen lassen.“

Frau v. Pockenstein mußte den Gründen Ihres Neffen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es kostete sie keine große Mühe sich von einem Gemahle zu trennen, der es immer nur dem Namen nach geblieben war. Sie klagte auf Ehescheidung, und ihr Gesuch wurde mit ungewöhnlicher Schnelle bewilliget.

Wir wissen, daß in den Ehepakten, als Rheinthal die Pockenstein heirathete, des Falles einer Trennung gar nicht gedacht worden war. Rheinthal hatte nun durchaus keine Ansprüche an das große Vermögen der Pockenstein zu machen, sein Gut hatte sie von ihrem Gelde und auf ihren Namen gekauft, alle neue Anlagen und Bauten waren gleichfalls aus ihrem Beutel bestritten worden, mithin war dasselbe ihr rechtmäßiges Eigenthum, an welches der ehemalige Besitzer und der nunmehr verstoßene Gemahl der Frau von Pockenstein durchaus keine rechtliche Forderung hatte. Als

Finanzpräsident hätte Rheinthal Gelegenheit genug gehabt, sich zu bereichern, allein er war im strengsten Sinne ein ehrlicher Diener seines Herrn gewesen, auch nicht ein Groschen wurde veruntreut von seiner Seite, und über seinen allerdings nicht kleinen Gehalt verfügte sein gutes Herz auf eine Art, daß nie das Geringste zurückgelegt wurde, auch bestritt er aus Delikatesse beinahe von demselben ganz allein seine Equipage und übrigen Bedürfnisse, um nur von der fatalen geizigen Gattin nicht fordern zu dürfen. Die wenige Baarschaft, welche Rheinthal noch vorräthig gehabt hatte, war theils zu seinem Unterhalte während seines Arrestes und der Untersuchung verwendet worden, theils aber hatten die Gerichtskosten sie verzehrt.

Nun stand Rheinthal da, als ein Bettler, und des Landes verwiesen. Seine Ehre war gebrandmarkt. Eine schreckliche Lage! — Allein Rheinthal ertrug sie mit einer Ruhe und einer Resignation, welche sich zu seinem Temperamente und Karakter nicht wohl reimen ließen,

denn den Unglücklichen hielt sein Bewußtseyn aufrecht, das Bewußtseyn, das Gute und Rechte gewollt, und seine wahre Ehre nie befleckt zu haben. Einem solchen Bewußtseyn wohnt eine stärkende Kraft bei, und wenn der Unterdrückte auch von der ganzen Welt verkannt werden sollte.

Der Verbannte mußte sich nun natürlich vor Allem selbst die Fragen aufwerfen: wohin und was beginnen? — Es gab einen Augenblick, in welchem er dachte, du gehst nun ins Fürstenthum Pintu, dort wird es dir durch die Verwendung der edlen Luise von Falkenried leicht glücken, eine Anstellung zu erhalten, und, o welch' entzückende Aussicht! — vielleicht wird die Seelengeliebte die deine. Allein dieser Entschluß ward eben so schnell wieder verworfen, als er entstanden war. Rheinthal erröthete und war sehr ungehalten über sich selbst, daß er auch nur eine Minute lang ein so unwürdiges Rettungsmittel hatte wählen wollen. „Wie, rief er aus, willst du zum

zweitenmal Ehre und Existenz einem Weibe verdanken, elend genug, daß du schon einmal zu einem solchen, den Mann tief herabwürdigenden Schritte, deine Zuflucht nehmen konntest. Willst du als ehrloser von Vaterland und Frau verstoßener Bettler vor die zartfühlende, hohe Huldgestalt treten, nein, nein, sprach er mit Würde, nimmermehr — lieber sterben.

Das Königreich Vallangen war einer der größten Staaten in Europa. Obwohl rein militärischer Staat — so wurden doch dort Künste und Wissenschaften ganz vorzüglich, der allgemeinen Sage nach, beschützt, und Talent, Genie und Verdienste ohne Ansehung der Person vorgezogen. Allenthalben hörte man die Humanität, Liberalität und Gerechtigkeitsliebe der Vallangenschen Regierung hoch preisen. Dorthin wollte Rheinthal; allein er hatte nicht einmal mehr so viele Baarschaft, um die Reise zu bestreiten, und dort einige Zeit zu subsistiren, worauf er doch gefaßt seyn mußte, da nicht zu erwarten stand, daß man ihm sogleich beim

Aussteigen aus der Reisechaise eine Versorgung anbieten würde. Rheinthal befand sich in keiner geringen Verlegenheit, und die dringendste Nothwendigkeit zwang ihm endlich den Entschluß ab, sich an seinen alten treuen Freund Wildenstein zu wenden.

Wir haben den Rittmeister Wildenstein ganz aus den Augen verloren, und es ist daher nöthig, daß wir in Kürze die Erzählung seiner zeitherigen Schicksale nachholen.

Wildenstein hatte ebenfalls bald nach Rheinthals Verheirathung die Militärdienste verlassen, um sich mit dem, seinem Freunde abgestohlenen Gelde ein kleines Gütchen zu kaufen. Er heirathete darauf ein bejahrtes reiches Fräulein, und wurde allmälig nicht nur ein guter Haushälter, sondern sogar ein Geizhals, ein Fall, der bei Menschen von gewissen Anlagen öfters vorkömmt, wenn sie gleich in der Jugend Verschwender waren. Rheinthal hatte mit Wildenstein allen Umgang abgebrochen; als aber jener Finanzpräsident wurde, suchte sich

der Rittmeister wieder an ihn zu drängen. Rheinthal hatte vermöge seines Amtes bedeutende Kontrakte auf Kornlieferungen auf Rechnung des Staates abzuschließen. Wildenstein hatte Lust, solche Lieferungen zu übernehmen. Dem Staate, so wie dem Finanzpräsidenten konnte es gleichgültig seyn, wer diese Lieferungen besorgte, Rheinthal glaubte gegen den ehemaligen Freund nicht ungefällig seyn zu dürfen, Wildenstein erhielt die ansehnlichsten Lieferungen, und sammelte sich bei diesen Geschäften ein höchst bedeutendes Vermögen. Als Rheinthal in Untersuchung gerieth, trieb Wildenstein die Niederträchtigkeit so weit, daß er, als ihm die untersuchende Kommission versprach, seinen Namen zu verschweigen, einer der Hauptankläger des Finanzpräsidenten wurde, und eine Menge Lügen ersann, blos um sich bei dem Herzoge und seinem ihn regierenden Günstling gen eine gute Note zu machen. Von dem Allem erfuhr Rheinthal nichts, und es war also sehr natürlich, daß er sich in seiner drin-

genden Verlegenheit zuerst an seinen vermeintlich treusten Freund wandte, der ihm so sehr viele Verbindlichkeiten hatte.

Rheinthal schrieb an Wildenstein, schilderte ihm seine traurige Lage, machte ihn mit dem Plane bekannt, sich nach Vallangen zu wenden, und bat zuletzt den reichen Freund dringend, um ein Anlehen von 100 Stück Louisd'or, die er seiner Zeit mit größtem Danke zurückzubezahlen versprach.

Rheinthal glaubte nichts anderes, als daß Wildenstein nach Lesung dieses Briefes, sogleich zu ihm eilen, oder wenn dieses nicht möglich wäre, ihm wenigstens einen Expressen schicken würde; allein es vergingen mehrere Tage, und der Rittmeister ließ nichts von sich hören noch sehen. Die Zeit drängte unsern Rheinthal, er konnte sich die Sache nicht anders erklären, als daß Wildenstein seinen Brief gar nicht erhalten hätte. Er schrieb zum zweitenmal; nun wurde endlich sein Brief ebenfalls schriftlich beantwortet. Der Rittmeister stellte sich untröstlich über

Rhein-

Rheinthals traurige Situation, lobte aber die Wahl des neuen Vaterlandes und hatte seinem Briefe ein Empfehlungsschreiben an einen seiner Onkel, einen gewissen Freiherrn von Marko-Eck, beigelegt, welcher als General und Adjutant bei dem Könige von Vallangen in Diensten stand, und ein Günstling desselben seyn sollte. Dann bedauerte der Rittmeister unendlich, daß er die verlangten hundert Louisd'ors nicht vorschießen könne, indem er sich jetzt bei dem niedrigen Stand der Preise des Getraides selbst in einer unbeschreiblichen Geldverlegenheit befände, da er sein ganzes Vermögen in Kornvorräthe gesteckt habe, welche nun unmöglich losgeschlagen werden könnten, zuletzt wünschte Wildenstein dem armen Rheinthal noch eine glückliche Reise und schloß seine Epistel mit Versicherungen ewigdauernder Freundschaft. Nun, rief Rheinthal entrüstet aus, wenn es mit dem Leben nach dem Tode keine andere Beschaffenheit hat, als mit dem seiner ewigen Freundschaft, dann ist es schlimm genug!"

Er war schon im Begriffe, dem Undankbaren sein Empfehlungsschreiben nebst einem bittern Billette zurückzuschicken, da besann er sich doch noch eines Andern, und sein gutes leichtgläubiges Herz mischte sich wieder in's Spiel. „Möglich ist es doch, dachte er, daß Wildenstein wahr geschrieben hat, denn die Zeiten sind hart, und die Kornspekulanten haben in den neuesten Zeiten starken Verlust erlitten, müßte ich nicht so denken, so wäre der Rittmeister der niederträchtigsten Undankbarkeit schuldig, und die muß man keinem Menschen zutrauen, wenn man nicht die evidentesten Beweise hat, auch kann mir das Empfehlungsschreiben an den Adjutanten des Königs ersprießliche Dienste leisten, dort, wo mich keine Seele kennt. Auf jeden Fall verdient Wildensteins gute Meinung Dank."

Er beurlaubte sich schriftlich von dem feindlichen Freunde und dankte für das erhaltene Empfehlungsschreiben.

Allein Rheinthals Lage war damit nicht verbessert. Die Zeit, während welcher die Her-

zoglichen Staaten zu verlassen, ihm aufgegeben worden war, rückte ihrem Ende immer näher. Fort mußte der Unglückliche einmal, dies war unwiderruflich beschlossen, unter den statt findenden Verhältnissen konnte der arme Rheinthal selbst nicht wünschen im Vaterlande zu bleiben, aber ihm fehlten alle Mittel zur Antretung der Reise. Sich an seine ehmalige Gemahlin, die Pockenstein, zu wenden, dazu war er zu stolz, von seinen übrigen Freunden konnte er keine günstigere Antworten erhalten, als er bereits von Wildenstein erhalten hatte.

Einsam und nachdenkend saß der Verlassene, das sorgenschwere Haupt mit dem Arme stützend, in dem finstersten Winkel seiner Stube; da pochte es plötzlich ziemlich ungestüm an die Thüre, und ehe sich Rheinthal fassen konnte, stand der alte Steinsberg vor ihm, dessen Bekanntschaft wir unter dem Namen: der böse Major um die Zeit machten, als Rheinthals Vater gestorben war.

Der Major Steinsberg war bald nach jener Begebenheit in den Ruhestand versetzt worden, weil seine Offenherzigkeit und seine eigene Art sich zu benehmen, nachgerade anfing, der Thonländischen Generalität zu misfallen. Dieser würdige Offizier hatte sich in jener Zeit ganz von der Welt zurückgezogen, und war vergessen worden. Es ist wohl kaum nöthig zu bemerken, daß sein Erscheinen in diesem Augenblicke den armen Rheinthal in eine nicht geringe Verlegenheit versetzen mußte, er war nicht vermögend, sogleich Worte zu finden.

Der böse Major nahm schweigend auf einem Stuhle Platz, betrachtete kopfschüttelnd einige Minuten seinen unglücklichen blassen jungen Vetter, und fing erst nach einer langen Pause an, denselben also anzureden: Vetter! Sie wissen, daß ich immer Ihr geschworner Feind war. Warum ich es war, dies wissen Sie ebenfalls, indeß werden Sie dem alten Steinsberg doch nicht die Niederträchtigkeit zutrauen, daß er blos hierher gekommen ist, um sich an dem

Anblicke Ihres Unglückes zu weiden, nein! wer so handeln könnte, der müßte ein schlechter Kerl seyn. — Ich habe mit Ihnen noch etwas wichtiges abzumachen, darum bin ich hier, allein Sie wissen Vetter! expectoriren muß ich mich bei jeder Gelegenheit, dies ist nun einmal meine Art so.

Was ich Ihnen vorher gesagt hatte, dies war eingetroffen. Das eigene schöne väterliche Vermögen holte der Teufel, und Sie wußten nicht wo aus wo an, Sie saßen bis über den Hals in Schulden, und die Mutter hatte weder zu nagen noch zu beißen. Ich hörte davon, nun dachte ich: willst doch sehen, was der saubere Zeisig nun machen wird. — Da heiratheten Sie die Pockenstein, ich weiß es, um Ihre Ehre und die alte Mutter zu retten. Ich bin Ihr Feind, Vetter! aber das muß ich sagen, hohl mich der Teufel! das war brav, denn lieber des Satans Mutter die Hand gereicht, als die Ehre verliehren, oder eine Mutter verhungern lassen. Die Leute sagen zwar, Sie hätten

nimmermehr bei dem alten Beest geschlafen, nun ich verdenke es Ihnen auch nicht, das Opfer war schon groß genug, mit der alten Dame zu leben.

Nun fingen Sie an, in sich zu gehen, ein vernünftiger Mensch zu werden, bauten das Stammschloß Ihrer Väter wieder — Alles recht brav! — allein nun mußte Sie der Teufel reiten, sich der leidigen Federfuchserei zu übergeben, und dem Hofdunste zu huldigen. Sie machten Glück, wurden Präsident, hatten allerlei Flickfackereien im Kopfe, einige Leute behaupten, zuweilen auch vernünftige Gedanken; ich verstehe den Teufel von all' dem Kram, aber daß Sie uns D—ck für unser ohnehin weniges baares Geld geben wollten, dies mag Ihnen Gott verzeihn. Das Projekt fand dem Himmel Dank keinen Eingang, Sie erwählten das gescheidtste Mittel, und gingen auf's Land, um blutreinigende Mittel zu gebrauchen.

Das Zusammenberufen der Landstände brachte auch Sie nach Kallendorf zurück, Sie machten

dem Schaafskopf, dem Bangenleim, eine Rede, die Fuß und Hand hatte, nun dafür dankt Ihnen der gedrückte Bürger auch jetzt noch, indeß war es doch nicht recht, man muß nie hinter den Berg halten, hätten Sie, was zu sagen war, in Ihrem Namen gesagt, Respekt! doch entschuldigen läßt sich Ihr Benehmen auch einigermaßen, die verfluchten Thonkugeln hatten Ihnen alle Reputation geraubt. Nun sey dem, wie ihm wolle, wir wollen den alten Quark nicht aufrühren, die Sache ging schief, und Sie steuerten auf eine Sandbank.

Nun sind Sie in einer grenzenlosen Verlegenheit, und meine Schuldigkeit ist es, nun zu helfen. Hören Sie weiter:

Ihr verstorbner Vater streckte mir einst zur Zeit der Noth hundert Stück Louisd'ors vor. Ich fuhr ungefähr ein Jahr vor seinem Tode nach Rheinthal, um die Summe meinem Vetter und altem Kriegskameraden zurückzubezahlen. Ihr Vater erkundigte sich nach Ihrer Aufführung, ich konnte aber nicht viel Tröstliches berich-

ten. Da seufzte der alte Mann, und redete mich also an: Vetter! sprach er, mit mir wird es nicht mehr lange dauern, mein Sohn ist ein Verschwender und meine Frau ist grenzenlos schwach. Mein schönes nach und nach gespartes Vermögen wird vergeudet werden, wer weiß, ob es nicht selbst dem Gute so gehen wird, und mein einziger reicher Erbe stirbt vielleicht als ein Bettler und seine Mutter in keinen bessern Umständen. Du bist ein ehrlicher Kerl, behalte die Summe, und wenn mein August einst nackt und bloß dasteht, dann gieb ihm das Geld und väterlichen Rath, aber ja nicht früher, als bis die Noth am ärgsten ist. Ich versprach des Alten Willen zu erfüllen. Da Ihr Gut abbrannte, und als Sie in der traurigen Lage vor Ihrer Verheirathung sich befanden, wollte ich Ihnen schon das Geld ausliefern, allein ich hielt immer noch zurück damit, weil es mir schien, als wenn Sie hundert Louisd'or doch nicht hätten retten können, und weil ich ahnte, daß Sie noch einmal in eine traurigere Lage kommen

würden, als diejenige war, worin sie damals sich befanden.

Ich segne nun mein einstiges Zögern, denn sonst könnte ich Ihnen nun nicht helfen. Hier haben Sie Ihr Geld samt Zinsen, und nun hören Sie meinen väterlichen Rath. Wenden Sie sich nach Vallangen, dort giebt es eine brave Armee, schmeißen sie den Gänsekiel hinter den Ofen, und greifen Sie wieder nach dem Degen, eine Anstellung als Offizier in der Vallangschen Armee wird Ihnen nicht entgehen, der politische Horizont ist umwölkt, bald wird es Krieg geben, nehmen Sie sich als ein braver Offizier und Edelmann, vielleicht blüht Ihnen noch ein Glück in Mavors Dienste." Der Major hatte geendet. Voll hoher Rührung sank Rheinthal an des Alten Brust. „Edler, edler Mann! rief er aus, Sie nennen sich mein Feind, o was sind Sie für ein edler freundlich gesinnter Feind, Sie erscheinen mir als Schutzengel in der fürchterlichsten Lage meines Lebens".

Nun was ist es denn weiter, fiel ihm der Major in die Rede, als daß ich Ihnen bezahle, was ich schuldig bin. Wollen Sie meinen Rath befolgen, und nach Vallangen reisen?

„Ja, ja, rief Rheinthal, Sie haben in meiner Seele gelesen, alles, alles geschehe, wie Sie es wünschen."

Nun gut, antwortete der Major, handeln Sie als ein Biedermann, und Gott wird helfen; wenn Sie alles verläßt, so schreiben Sie an Ihren Feind, den alten Major.

Mit diesen Worten riß sich Steinsberg los, und entfernte sich schnell, um die eigne Rührung zu verbergen.

Es ist doch eine sonderbare Sache, sagte Rheinthal zu sich selbst, als er allein war, mit den Freunden und den Feinden. Mit einem warmen, für die Freundschaft so empfänglichen Herzen trat ich in die Welt. Wildenstein wurde mein erster Freund, und ich gab mich ihm ganz hin, mit allem Zutrauen der Jugend — und was verdanke ich diesem Freunde? — er führ-

te mich dem Spiele, der Schwelgerei, dem grenzenlosen Aufwande, dem Ruin in die Arme, er bemeisterte sich meiner so, daß ich ihn sogar statt meiner denken und handeln ließ, die eigne Kraft erschlaffte, und ich wurde ein Sklave dieses sogenannten Freundes, zuletzt verkuppelte er mich mit einem alten Weibe, die das Unglück meines Lebens machte: am Rande des Verderbens läßt er mich vergebens um eine Hand voll Geld bitten, das ist ein feindlicher Freund!

Jella und die Italiänerin versicherten mich so oft einer ewigen zärtlichen Freundschaft, und wie lange dauerte die Freundschaft?— Antwort: bis meine Börse leer war.

Schwindel, das Kraftgenie, nannte sich einen uneigennützigen Freund, und seine Uneigennützigkeit kostete mich zehntausend Thaler.

Die Pockenstein wollte zuletzt die mütterliche Freundin spielen, und versprach, mich glücklich zu machen, die mütterliche Freundin ließ

sich sogleich scheiden, als mir das Glück den Rücken kehrte.

Wie oft hat mich der Hofmarschall an einem Tage ami und très cher ami! genannt. Als ich die Gunst des Hofes verlohren hatte, war er der Erste, der gegen mich intriguirte. Doch verzeihe ich ihm am ehesten, denn was läßt sich von einem gewöhnlichen Hofschranzen erwarten, und wenigstens mißbrauchte er das schöne deutsche Wort: Freund nicht.

Schleich und Andere, die vom Hause aus feindlich gegen mich handelten, meine Schwächen aufdeckten, und unaufhörlich daran arbeiteten, mich zu stürzen, brachten mich zum Nachdenken, dieses Nachdenken ließ mich fehlend einsehn und verbessern, führte mich zu einem gründlicheren Studium, spornte mich an, die eigne Kraft zu brauchen, welche Kraft die Schmeicheleien meiner feindlichen Freunde ganz eingeschläfert hatten. Diese Feinde waren eigentlich freundliche Feinde.

Der böse Major nannte sich von jeher meinen Feind, und was sollte ich beginnen, wenn sich nicht dieser edle Feind meiner jetzt angenommen hätte. Das ist im eigentlichsten Sinne des Wortes ein freundlicher Feind.

Rheinthal reiste in der Stille von Kallendorf ab. Er machte noch einen Abstecher nach Rheinthal, noch einmal wollte er von seinem guten Werner, und seinem lieben Park, von allen seinen Schöpfungen Abschied nehmen. Mit welch' wehmüthigen Empfindungen erfüllte ihn der Anblick des Schauplatzes seiner Jugend, der Gefilde — welche seit Jahrhunderten die Rheinthals die ihrigen genannt hatten, und die nun ihm, dem späten Sprößlinge dieser alten Familie, durch seinen Leichtsinn für immer verlohren waren. Er brachte eine schöne herrliche Sommernacht in dem Parke zu, den er ganz nach dem Lustenauer hatte anlegen lassen. Sich wehmüthig süßen Gefühlen überlassend, starrte er nach der Terrasse hin, und Luise,

die hohe Huldgestalt, die er nimmer vergessen konnte, und deren Bild er nie los wurde, stand vor seiner Seele. Es war ihm immer, als wenn er auf der Terrasse eine weiße Gestalt hin und her schweben sähe, und als ob ermuthigende Saitenklänge ihm von dorther tönten. Diese Phantasien gossen einen, ihm selbst unbegreiflichen, Trost in sein zerrissenes Herz, und es war ihm immer, als ob ihm eine Stimme sanft zurief: „du wirst sie einstens wiedersehen.“ —

Des andern Tages nahm er Abschied von dem guten Werner, dem er so viel zu danken hatte. Lange lag er an der Brust des theilnehmenden tröstenden Freundes, endlich riß er sich gewaltsam los; einen thränenschweren Blick noch warf er auf das schöne neuerbaute Schloß, und die wohlbekannten Triften und Gefilde, — und dahin rollte der Wagen.

Gegen Abend kam er auf den Gebirgen an, welche Thonlands Grenze bildeten. Als er

den Rücken derselben erreicht hatte, stieg er aus dem Wagen, und befahl dem Kutscher, voraus zu fahren. Noch einmal wollte er nach dem Vaterlande hinüber sehn. Es war ein schwüler Sommerabend, schwarze Gewitterwolken hingen über die Gegend, und schwarz war Rheinthals Stimmung. Wie ein Spiegel stellte sich seiner Seele die Vergangenheit vor. Rheinthal gestand sich, daß er jugendlich leichtsinnig und leidenschaftlich gehandelt habe, allein die feste Ueberzeugung wohnte ihm bei, daß er redlich zum Wohl seines Vaterlandes hatte beitragen wollen, und daß er keinen Verrath an demselben begangen hatte. „Und doch, rief er indignirt aus, verbannt und geächtet! — Alle Beleidigungen und Unbilden, welche er von Schurken und Dummköpfen hatte erdulden müssen, fielen ihm in diesem Augenblicke bei. Mit wilden Blicken in die Ferne starrend rief er in einer Art Verzweiflung:

Ingrata patria! nec ossa mea habebis. *)

Ein heller, leuchtender Blitz zuckte durch den schwarzen Wolkenschleier, ein Sturmwind erhob sich, Rheinthal wandte den heimathlichen Fluren den Rücken, und eilte schnell die Berge hinab, die ihn vom Vaterlande trennten.

---

*) Stiefmutter bist du Vaterland gewesen,
Mir — dem so zärtlich dich liebenden Sohn;
Doch will ich nicht in deiner Erd' verwesen
Und mein Gebein — nein; nicht sey es dein Lohn.

Ende der ersten Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Der Mann muß hinaus,
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Schiller.

Rheinthal war in Krebsau, der Hauptstadt des Königreichs Vallangen, angekommen, mit dem festen Entschlusse, sogleich Dienste nachzusuchen, als es seine Kasse nicht erlaubte, lange Zeit in Unthätigkeit zuzubringen.

Der erste Schritt, den er unternahm, war, daß er zu Wildensteins Onkel, dem General

Marko-Eck ging, um sein Empfehlungsschreiben abzugeben; er versprach sich viel von diesem Gange.

Er fand in dem General einen abgemergelten, nicht mehr jungen, großen Mann, mit einem Gesichte, in welches Leidenschaften aller Art tiefe Furchen gegraben hatten, und das eine fahle graulichte Haut bedeckte.

Der General empfing den Fremden mit kaltem Stolz, nahm ihm jedoch das Empfehlungsschreiben ab, um es sogleich zu lesen. Rheinthal stand ängstlich vor dem Manne, auf welchen er alle seine Hoffnungen baute. Lavaters komparative Phisiognomik war in früherer Zeit sein Lieblingsstudium gewesen, und er hatte noch immer die Gewohnheit, wenn er Jemanden zum erstenmale sah, die Gesichtszüge desselben nach den Grundsätzen dieses Studiums zu mustern. In des Generals Phisiognomie glaubte er die Züge des Esels und der Katze, und in seiner Haltung, jene des Pfauen wieder zu erkennen. „O wehe, sagte Rheinthal zu sich selbst,

das deutet auf Dummheit, auf Bosheit und Stolz, wenn mich nur diesmal Lavaters System betrügt, sonst bin ich verlohren.

Unterdessen hatte der General den Brief durchgelesen; er fragte, das Blatt gleichgültig auf den Tisch werfend, mit einem raschen, kalten Tone: was wollen Sie von mir?

Ueber diese Frage nicht wenig erstaunt, bezog sich der arme Rheinthal auf den Brief des Herrn Neveu. „Ganz recht, sprach der General, Wildenstein schreibt mir, daß Sie ein unruhiger, verwirrter Kopf seyen, ein gefährlicher Jakobiner, ein dummdreister zudringlicher Neuerer. Rheinthal erstarrte. — Wie, rief er aus, wäre es möglich! — Lesen Sie selbst, antwortete der General, und reichte ihm Wildensteins Brief hin; — kaum wollte er seinen Augen trauen, denn das vorgebliche Empfehlungsschreiben war nichts mehr und nichts weniger, als — ein Uriasbrief.

O beispiellose Niederträchtigkeit! — seufzte Rheinthal. „Verschonen Sie mich, fiel ihm

der General schnell ein, mit romanhaften Exklamationen, ich bin kein Freund davon. Uebrigens rathe ich Ihnen, je eher je lieber Kiebsau zu verlassen, denn hier kommen Sie nicht an, dafür stehe ich Ihnen. Mit diesen Worten drehte der General dem Supplikanten den Rücken, der lange noch betäubt auf seiner Stelle stehen blieb, ehe er sich überzeugen konnte, daß dies Alles mehr als ein Traum gewesen sey.

Wir können es uns nicht versagen, hier unsere Leser mit dem General Marko-Eck, der auf das Schicksal des Helden in der Folge einen nicht unbedeutenden Einfluß behauptete, näher bekannt zu machen.

Der Baron von Marko-Eck war aus einer sogenannten alten guten Familie entsprossen, und Dummheit, Stolz und Eigendünkel waren von seiner ersten Kindheit die Hauptcharaktere des Ehrenmannes, wozu sich nach und nach eine ganz vorzügliche Neigung, sich für wirkliche oder vermeinte Beleidigungen zu rächen, beigesellte.

Marko-Eck war am Hofe erzogen worden, hatte sich seine gesellschaftliche Formen zu eigen gemacht, und so empörend arrogant er gegen Niedrige war, eben so ausgelernt war er in der edlen Kunst, bei Hofe zu kriechen und zu schmeicheln.

Es konnte nicht fehlen, ein Verein solcher edlen Qualitäten mußte dem Baron am Hofe eine glänzende Karriere verschaffen. Er stieg von Stufe zu Stufe, und wurde zuletzt General und erster Adjutant des Königs, ohne je im eigentlichen Militair gedient, oder eine Kampagne mitgemacht zu haben.

Des Barons Bruder war beim Heere eines benachbarten mächtigen Fürsten als General angestellt gewesen, hatte seinem Herrn eine Schlacht nach der andern verlohren, wurde der Feigheit und der Verrätherei überwiesen, und als ein H————tt wohlverdientermaßen zum Teufel gejagt; dessen ohngeachtet behauptete der Baliangsche Marko-Eck, daß alle Marko-Ecks geborne Generale seyen.

Unser Baron zählte sechzehn Ahnen, und war daher Kommandeur eines Ordens; alle Edelleute mit wenigeren Ahnen, und ohne einen Stern auf der Brust, gehörten auf seinem Rangregister zur Kanaille, und wenn ihre Voreltern auch schon zu des Rothbarts Zeiten turnierfähig gewesen wären. Gegen den Namen Rheinthal hatten die Marko-Ecks einen eingefleischten Widerwillen; denn ein Rheinthal hatte vor funfzig Jahren einst im Vallangschen Dienst gestanden, entzweite sich zu jener Zeit mit einem Marko-Eck, und gab demselben eine Ohrfeige. Von jener Zeit her schrieb sich der Marko-Eck'sche Haß gegen die Rheinthale, der nicht geringer als jener war, welchen die Herren von Haldenbach, genannt Mordbrand, gegen die Grafen Wildeck hegten. *)

Alle diese Umstände waren unserm Rheinthal unbekannt, er erschrak nicht wenig, als er sie erfuhr, da er nun einsah, daß der vielvermö-

*) s. Minerva Jahrg. 1817: Rosaura und ihre Verwandte. Erzählung vom Baron de La Motte Fouquee.

gende Marko-Eck alles anwenden würde, ihm zu schaden, und ihn zu unterdrücken.

Schon dachte er daran, seinen Wanderstab weiter zu setzen, da erneuerte er die Bekanntschaft vieler Jugendfreunde, die mit ihm im Thonländischen Kadettenlnstitute waren erzogen worden, und die nun in Vallangschen Diensten standen und zum Theil hohe Würden bekleideten. Viele dieser Männer interessirten sich lebhaft für Rheinthal und seine traurigen Schicksale, und versprachen ihm Schutz und Fürsprache. Rheinthal machte gegen diese Freunde kein Geheimniß daraus, auf welchem Fuße er mit dem General Marko-Eck stehe. O! hieß es dann immer, der wird so viel nicht schaden, seine Macht ist nicht bedeutend, seine Niederträchtigkeit ist allgemein bekannt, und unser guter, gerechter König gestattet ihm keinen Einfluß, und duldet ihn nur, weil er ein guter Gesellschafter ist.

Diese Trostgründe beruhigten Rheinthal wieder einigermaßen. Der König von Vallan-

gen liebte das Militair, und in diesem Stand hoffte und wünschte Rheinthal auch angestellt zu werden, da gerade derselbe sein eigentlicher Beruf war. Rheinthal war leidenschaftlich für das Studium der höhern Kriegskunst eingenommen, nur der kleinliche, elende Kamaschendienst war ihm ein Unding, welches ihn dort in Thonland bewogen hatte, die Militairdienste zu verlassen. Selbst als Finanzier war Rheinthal immer noch einigermaßen Soldat geblieben, das heißt: er las mit Begierde und Bedacht alle neue militairische Schriften, und prüfte mit Zartsinn die in denselben enthaltenen Raisonnements und Kombinationen. An mathematischen und geographischen Kenntnissen fehlte es ihm keineswegs, und er war im Besitz der nöthigsten Hülfswissenschaften, ohne welche ein eigentliches fruchtbringendes Studium der höheren Kriegeswissenschaft nicht denkbar ist.

Aus Latiums alten Klassikern, aus der Geschichte des Polybius, und aus vielen an-

deren schätzbaren Werken lernte er die Taktik der Alten kennen und beurtheilen Loyds, Tempelhoffs, Tielkes Schriften, Vaubans oeuvres militaires, eine Menge taktischer und strategetischer Abhandlungen, militairischer Handbücher, kritischer Erzählungen merkwürdiger Feldzüge, Memoiren berühmter Feldherrn u. dgl. hatte er früherhin verschlungen, und dankte ihnen die Kenntniß der Grundsätze, nach welchen die Neueren den Krieg geführt hatten. Venturini, Jomini, Bülow, Voß und mehrere andere hatten ihn mit den Systemen der neusten Kriegskünstler bekannt gemacht. Nun beschloß Rheinthal, selbst ein militairisches Werk zu schreiben. Verwegen war dieser Entschluß nicht zu nennen, denn ein Mann, der bei dem seltensten Gedächtnisse, bei vorzüglichen Talenten, dem besten Beurtheilungsvermögen, solchen Vorkenntnissen, und einer so ausgebreiteten Lektüre es wagt, in einer Sache als Schriftsteller aufzutreten, der er mit Vorliebe zugethan den größten Theil seines Lebens und seiner Anstren-

gungen gewidmet hat, der kann und muß etwas leisten.

Rheinthal hoffte durch eine gediegene Arbeit dieser Art die Aufmerksamkeit des Vallangchen Königs und der Generalität auf sich zu ziehen, und sich eine ehrenvolle Anstellung im Generalstabe oder im Ingenieurcorps auszuwirken.

Mit rastlosem Eifer ging er an die schwere Arbeit, Beiträge zur neusten Kriegskunst zu schreiben, welche neu und originell zugleich seyn sollten. Rheinthal blieb dabei nicht stehen, er setzte zugleich funfzig von ihm gemachte neue militairische Erfindungen auf, unter welchen freilich viele nichts anderes als excentrische Phantasien, andere dagegen beachtungswürdige Fingerzeige waren, die gehörig geläutert Etwas thun konnten.

Statt der Quarrees und der gewöhnlichen Angriffskolonnen wollte Rheinthal den Schweinskopf und die Dreiecke der Alten, von welchen Polybius spricht, auch bei dem Fußvolke wieder

eingeführt wissen; er suchte zu beweisen, daß die Feuergewehre kein Hinderniß seyen, die keilförmigen, schneller und sicherer in den Feind eindringenden Figuren anzunehmen, und daß das Deployiren noch schneller als auf den viereckigten Massen zu bewerkstelligen wäre. Auch den furchtbaren Raben der Alten, ihre Katapulten u. s. w. wollte er, modificirt, Belagerten zu gebrauchen empfehlen.

Die leichten Wagen, deren sich die Britten zu der Zeit an den Küsten bedienten, als sie Landungen vom Feinde befürchteten, um die Infanterie schnell von einem zum andern Orte zu bringen, veranlaßten bei Rheinthal die Idee, der Armee mehrere Wagenkolonnen dieser Art, also, im eigentlichsten Sinne des Wortes, eine fahrende Infanterie, beizugesellen. Die Vortheile dieser Einrichtung waren in die Augen springend; bei Verfolgungen mußte die Wagen-Infanterie dem Feinde fürchterlich werden; zugleich waren diese Wagenkolonnen fliegende Forts, Brückenköpfe u. s. w. — Wollte

die Armee eine feste Position in irgend einem günstigen Terrain nehmen, so ließ man die Wagen in einander fahren, einige Kanonen dazwischen, auf jedem Wagen selbst befanden sich ein Paar Doppelhaken, erlaubte es die Zeit, wurden um die Wagenburg Graben gezogen, spanische Reuter in Anwendung gebracht, so daß in wenig Stunden auf irgend einem Hügel eine Art von Festung darzustellen war, an welche sich ein Flügel der Armee lehnen, und die mancherlei Vortheil stiften konnte. Nach der Rheinthalschen Theorie war die Deichsel an einem solchen Wagen durch eine andere passende Maschine ersetzt, und eine Vorrichtung getroffen, nach welcher das Avanciren und Retiriren eines solchen Wagens nur eine Minute aufgehalten wurde, wenn auch feindliche Kugeln eins oder zwei der vorgespannten Pferde tödteten.

Mit der furchtbaren Waffe der Vor- und Jetztzeit, der Lanze nehmlich, wollte Rheinthal eine sonderbar klingende Veränderung vorneh-

men. Er hatte nämlich eine Lanze erfunden, die er Musquetons-Pike nannte, und die würklich dicht unter der eisernen Spitze einen leicht gearbeiteten Musqueton haben sollte, welcher durch eine Feder, die am Schafte herablief, losgedrückt werden konnte. Dieser Musqueton sollte mit mehreren Kugeln zugleich geladen und nur im entscheidendsten Augenblick in einer sehr kurzen Distanze losgedrückt werden. Freilich ließ sich gegen die Rheinthalsche Musquetonslanze so manches einwenden, als: wie sollte sie geladen werden? würde die durch den Musqueton an der äußersten Spitze nothwendig entstehen müssende Schwere nicht die Lanze zu ihrer eigentlichen Bestimmung untauglich machen? ꝛc. ꝛc. Allein Rheinthals Theorie begegnete allen diesen Einwürfen, und hatte nebenher eine philosophische Tendenz. Denn, raisonnirte er, zugegeben, daß mein Musquetonslanzier auch mit leerem Musqueton gegen den Gegner anspringt, wird die gähnende dichtvorgehaltne Mündung allein den

selben nicht schon außer Fassung bringen, und dem Musquetonslanzier ein Uebergewicht geben. Man erinnere sich doch, daß in Rußland 1812 ein deutscher Hautboist mit der Mündung seines Fogotts mehrere Kosacken in Respekt erhielt.

Den schweren Reuter wollte Rheinthal mit einer Art sinnreicher Streitkolben bewaffnet wissen. Der Schaftkopf des langen Pistols dieses Kavalleristen sollte nehmlich in einen mit eiserner scharfer Spitze versehenen schweren Streitkolben verwandelt werden, jedoch den Krieger nicht hindern, mit dem Pistol selbst ordnungsgemäß anschlagen und abfeuern zu können. Nach dem Schusse sollte der Kürassier vermöge eines gut eingeübten Handgriffes das Pistol in die Luft werfen, und so fangen, daß er dasselbe in der Gegend der Mündung in die Hand erhielte.

Zu weitläuftig würde es seyn, mehrere Rheinthalsche Ideen dieser Art zu erwähnen, genug! er arbeitete ein volles Jahr, bis sein

Werk und die ihm anhängende Beschreibung der neuen Erfindungen im Manuskripte fertig waren. Allein nun hoffte er auch die Früchte seines Nachdenkens, seiner angestrengten Arbeiten, und den Lohn für so manche durchwachte Nacht zu erhalten.

Er ließ sich dem König von Vallangen vorstellen, um Sr. Majestät zu eignen hohen Händen seine ausgearbeiteten Memoiren zu übergeben. Der König war ein guter herrlicher Mensch, aber kein Regent. Als schlichter Privatmann und Familienvater hätte er seinem Platze Ehre gemacht, aber als Monarch konnte er denselben nicht ausfüllen, er fühlte das und die Regierung fiel in die Hände der Minister. Daß eine Ministerialregierung in der Regel immer ein unheilbringendes Unding ist, bedarf wohl keiner weitern Erörterung. Der König von Vallangen hätte so gern alle Menschen glücklich gesehn, aber ihm fehlte die Kraft, zum Glücke der Menschen beizutragen, oft verwandte er sich

fruchtlos für diesen oder jenen Bittsteller bei den Ministern. Auch Rheinthal wurde von dem Könige gnädig aufgenommen, seine Ideen gefielen der Majestät, dem Supplikanten wurden goldene Berge versprochen, und er verließ freudenvoll den gnädigen Monarchen.

Allein es verflossen Monate und Vierteljahre, und Rheinthal hatte noch immer keinen Bescheid; nun wurde er dringend, mehrere seiner vornehmen Freunde verwendeten sich für ihn, und endlich kam es doch nach Verlauf von Jahr und Tag dahin, daß eine vermischte aus vornehmen Offizieren aller Waffengattungen der Vallangschen Armee bestehende Kommission den Auftrag erhielt, die Rheinthalschen Erfindungen und Vorschläge zu prüfen, und das Resultat ihrer Prüfungen höhern Ortes einzuberichten.

Die Herren gingen mit Widerwillen an das Geschäft. Sie fanden es im höchsten Grade ungereimt, daß ein ehmaliger Thonländischer Lieutenant weiser als die ganze Vallang-

sche Generalität seyn wollte. Es läßt sich leicht denken, was unter solchen Umständen für die Rheinthalsche Sache zu hoffen war.

Mit Absicht wurden gerade jene wenigen phantastischen Rheinthalschen Vorschläge, die am wenigsten Stich hielten, sorgfältig herausgehoben, um über sie zuerst abzustimmen. Sie wurden einstimmig als unreife unausführbare belachenswerthe Hirngespinnste verworfen, und die bessern gehaltreichern Arbeiten wurden nun gar keiner Prüfung mehr würdig gehalten, sondern ihr Verfertiger ohne weiteres für einen eingebildeten Thoren erklärt, welcher eine Demüthigung verdient habe. Einer der Herren Kommissarien trug sogar darauf an, man möchte zu dem windigen Projektenmacher einen Arzt schicken, um untersuchen zu lassen, ob es auch in seinem Oberstübchen richtig wäre. Der Bericht, welchen die Kommission über Rheinthals, sogenannte Erfindungen, wie man sie hieß, an den König erstattete, konnte bei sothaner Lage der Dinge nicht anders als

im höchsten Grade nachtheilig für jenen ausfallen. Hätte Rheinthal einen neuen militairischen geschmackvollen Kopfputz, ein neues Pulver zum Blankmachen, oder etwas dem ähnliches erfunden, ja dann wäre der Bericht vielleicht günstiger ausgefallen, aber die Dinge, von welchen Rheinthal geschrieben und gesprochen hatte, gingen eigentlich über den Begriffshorizont der Herrn Untersuchungskommissarien, kein Wunder also, wenn sie nicht im Stande waren, dieselben zu würdigen.

Die Entscheidung, welche Rheinthal endlich mit Zurückgabe seiner Plane erhielt, war nichts weniger als schmeichelhaft. Nun meinten seine Freunde wieder: er habe doch wohl nicht den rechten Weg eingeschlagen, er hätte müssen vor der Untersuchung alle Mitglieder der ernannten Kommission besuchen, und ihnen recht unverschämt Weihrauch streuen, dann hätte er sich um die Fürsprache der Gräfin ——, um die Gunst der Baronin ——, und um die Freundschaft der Herrn X. Y. Z. bewerben müssen.

Der arme Rheinthal seufzte: c'est tout comme chez nous.

Indeß hatte doch auch diesmal wieder das Benehmen seiner Feinde einen günstigen Einfluß auf Rheinthal. Er wurde durch die Geringschätzung, mit welcher die Untersuchungskommission seine Vorschläge und neuen Erfindungen verworfen hatte, veranlaßt, alles noch einmal gespannt und aufmerksam durchzusehen, und nun fand er freilich selbst vieles, was er für ungereimt erkannte, doch wohnte ihm aber die feste Ueberzeugung bei, daß das Urtheil der Kommission im Ganzen ungerecht war. Er änderte in seinem Manuskripte manches, und strich vieles ganz weg. Das nun so gefeilte Werkchen bot er einem Buchhändler zum Drucke an. Der Marchand d'esprit hatte wirklich Lust, es mit dem Dinge, wie er sich ausdrückte, zu versuchen, nannte aber ein ganz kleines Sümmchen, welches er an das Manuskript wagen wollte. Rheinthal war empört, allein da er keinen andern Verleger ausfindig machen

konnte, und sich in dringender Noth befand, sah er sich genöthigt, dem Ehrenmanne das Manuskript um den angebotenen Pappstiel zu überlassen. Das Werk wurde gedruckt, und Rheinthal erlebte die Satisfaktion, daß seine Ideen, freilich sehr durch die zweite Umarbeitung modifizirt, von dem gelehrten militairischen Publikum gerechter, als von der Vallangenschen hochweisen Militairkommission beurtheilt ward.

Rheinthals Lage war nun wirklich nichts weniger als beneidenswerth. Die Hoffnung, in Vallangschen Diensten unterzukommen, war so gut als verschwunden, die kleine Summe, welche ihm der böse Major als eine angeblich noch rückständige Schuld ausgezahlt hatte, war nun auch längst aufgezehrt, obwohl Rheinthal im höchsten Grade eingeschränkt lebte, und er mußte nun ernstlich an die Mittel denken, welche ihm in Zukunft die Subsistenz decken sollten. Ermuthigt durch den ersten glücklichen Versuch, beschloß er, Schriftstellerei zu seinem

Haupt- und Brodtsache zu machen, indem er dafürhielt, daß eine solche Beschäftigung, auch als Erwerbzweig betrieben, doch für einen Menschen seines Standes und in seiner Lage immer noch am honorabelsten bliebe. Aber hilf Himmel! auf welche Klippen stieß er nun. Unter sechs Geistesprodukten brachte er oft erst das sechste unter nur einigermaßen erträglichen Bedingungen an den Mann, der Brodtneid mehrerer Vallangschen Schriftsteller von Profession erwachte, und Rheinthal sah seine Geistesprodukte oft unmittelbar nach ihrem Erscheinen auf die hämischste und ungerechteste Art bekrittelt, nicht selten strich die strenge Vallangsche Censur ganze Seiten in seinen Manuskripten und noch obenein meistens gerade die pikantesten Stellen, wodurch denn freilich den Geistesskindern die Seele genommen wurde, und nichts als ein Körper übrig blieb, der nicht auf allgemeinen Beifall rechnen durfte. Mit den Kniffen der Buchhändler nicht vertraut, ging es dem armen Rheinthal beinahe, wie einst dem

Bauer, der einst bei einem Juden den Rock versetzte, hundert Procente pränumerando bezahlen mußte, und am Ende zu seiner größten Verwunderung bemerkte, daß er weder Geld noch Rock mehr hatte.

Alle diese Einflüsse wirkten freilich nicht vortheilhaft auf Rheinthals Seelenstimmung, allein sie waren nicht im Stande, das Andenken und die Sehnsucht nach jener holden Gestalt zu unterdrücken, die ihm, ein Engel des Lichts, vor Jahren im Lustenauer Park erschienen, und seit jener Zeit die Axe geblieben war, um welche sich alle seine phantastischen Wünsche und seine einsamen Träumereien drehten.

Auf Andringen seiner Freunde mußte Rheinthal noch verschiedentliche Versuche machen, sich eine Anstellung im Vallangschen Heere zu verschaffen, allein seine Feinde, vorzüglich aber der Baron Marko-Eck, wußten alle diese Versuche zu vereiteln, bis der Zufall als Rheinthals Freund auftrat, und ihm in einem Augenblicke

verschaffte, wozu er durch die eifrigsten Bemühungen mehrerer Monate und durch die Vorsprache mehrerer seiner vornehmen Freunde nicht hatte gelangen können. Rheinthal ging einst in einem, in der Nähe der Residenzstadt Krebsau gelegnen Lustgehölze spatzieren, als sich ein Sturmwind erhob, und dem Halbträumenden einen Hut vor die Füße trieb, den die Gewalt des Sturms einem Reiter vom Kopfe gerissen hatte. Rheinthal hob den Hut auf, und ging mit demselben dem Reiter entgegen, um ihm höflich sein Eigenthum einzuhändigen. Der Reiter war der König selbst, er pflegte häufig im schlichten Ueberrocke ganz allein spatzieren zu gehen oder zu reiten, auch konnte er dieses dreist wagen, denn seine Person war bei dem Volke geliebt, und er hatte nichts zu befürchten.

Der König fragte Rheinthal sehr gnädig um Namen, Verhältniß u. dergl. Ihn schon gesehn zu haben, konnte sich Se. Majestät nicht erinnern. Der König schien übrigens mit den

Antworten des Befragten zufrieden zu seyn, und beschied ihn den andern Tag zu sich. Rheinthal sah wohl ein, daß Alles darauf ankäme, diese Audienz und die Gnade des Königs zu benutzen, er war also nicht blöde, schilderte dem Machthaber mit lebhaften Farben die erlittenen traurigen Schicksale, und war so glücklich, das Herz des Großmächtigsten zu rühren, und zum Hauptmann à la Suite ernannt zu werden, ohne daß es Marko-Eck und seine übrigen Feinde zu hindern vermochten.

Die Offiziere à la Suite waren in der Vallangschen Armee, Wesen ganz eigner Art. Sie trugen besondere, von jener der übrigen Truppenabtheilungen ganz verschiedene Uniform und hatten keine andere Bestimmung und durchaus keine andere Arbeit, als bei großen Kirchen- und Hof-Festen das Gefolge des Königs zu vergrößern, und auch dann stand es noch in ihrem Belieben, ob sie diese schwere Arbeit verrichten oder nicht verrichten wollten. Das Corps der Offiziere à la Suite (gemeine Sol-

daten à la Suite gab es nicht) bestand: Erstens, aus Dummköpfen ganz verschiedener Art, die aus der Armee hatten müssen ausrangirt werden, weil sie das schwere: rechts- und linksum nicht hatten begreifen können, es waren meist Leute aus den vornehmsten Ständen und sie pflegten auch noch als Offiziere ihr volles Gehalt zu beziehn. Die zweite Klasse dieses Ehrencorps machten sogenannte Witzlinge und Raisonneurs, meistens arme Schlucker, aus, die sich hatten beigehen lassen, militairische und taktische Bücher zu lesen und zu schreiben, Verbesserungen vorzuschlagen u. s. w. Die Politik des Vallangschen Staates mochte solche unruhige Köpfe nicht in ihren Truppenreihen dulden, da bekanntlich wissenschaftlich gebildete Offiziere nichts taugen, daher glaubte man auch diesen gefährlichen Menschen den Brodtkorb hoch hängen zu müssen, und sie erhielten gewöhnlich nur den halben, oder auch gar keinen Gehalt, und lebten in der größten Dürftigkeit. Der dritten Klasse gehörten vornehme Kavaliers an, welche

gern einen militairischen Charakter bekleiden, und Uniformen tragen wollten, ohne sich den Chikanen des Dienstes, oder gar der Gefahr des Todtschießens aussetzen zu dürfen. Daß diese Herren kein Gehalt erhielten, weil sie nur honoris causa dienten, versteht sich am Rande. Noch gab es eine vierte Klasse unter den Helden à la Suite, welche aus ausländischen Abentheurern bestand, die zwar nicht das geringste Verdienst um den Staat hatten, doch es aber auf gewissen Wegen dahin zu bringen wußten, daß sie eine solche angenehme Anstellung erhielten.

Diese Herren erfreuten sich nicht nur des vollen Gehaltes ihrer Charge, sondern sie erhielten nach Umständen noch außer demselben bedeutende Zulagen aus der Königl. Privatkasse.

Wir überlassen es übrigens unsern Lesern, in welche Klasse sie den Hauptmann Rheinthal setzen wollen, welcher mit dem ganzen Gehalte angestellt war, und diese Gnade lediglich dem Hute des Königs zu verdanken hatte.

Rheinthal benutzte die sorgenfreie und geschäftslose Lage, in die er sich nun plötzlich versetzt sah, zur Fortsetzung des angestrengtesten Studiums der Militairwissenschaften, denn er hatte zu viel Delikatesse, als daß er hätte ewig von einem Staate Gehalt ziehen wollen, ohne die Aussicht zu haben, diesem Staate seiner Zeit ersprießliche Dienste leisten zu können.

Einst befand sich Rheinthal in einer Gesellschaft, in welcher mehrere fremde Kavaliere aus dem Fürstenthume Pleru gegenwärtig waren. Die Rede kam auf den dortigen Hof, und Rheinthal konnte sich nicht länger überwinden, er erkundigte sich nach der Hofdame der Prinzessin, — nach Louisen von Falkenried.

Die fremden Kavaliere fingen alle auf einmal an zu lachen, endlich nahm der Eine das Wort: „das Fräulein von Falkenried war das leichtfertigste Mädchen, welches es giebt. Unsere liebenswürdige Prinzessin hatte mit ihrer galanten Hofdame viele Nachsicht, und ver-

zieh ihr manches frivole und leichtsinnige Stückchen, endlich aber trieb es das Fräulein doch zu arg, sie wurde vom Hofe entfernt, und lebt nun ungetraut mit einem kassirten Offizier, der als falscher Spieler berüchtigt ist". Der arme Rheinthal war nur mit Mühe im Stande, der Gesellschaft die heftige Bewegung, welche diese Nachricht auf ihn hervorbrachte, zu verbergen, er wurde still, und schlich sich, sobald es nur einigermaßen anging, davon.

Kein Schlag des Schicksals hatte den Hauptmann so hart getroffen, als der gegenwärtige. Alle seine schönen Träume und Schwärmereien stürzten plötzlich in ein Nichts zurück. Das Mädchen, das der Abgott seiner Seele war, deren Andenken ihn in allen Stürmen des Lebens aufrecht erhalten, ohne daß er die geringsten Ansprüche auf sie hatte, das Mädchen, welches zu besitzen er so glühend wünschte, und die er gleich einem himmlischen Ideal verehrte — dieses Mädchen erschien ihm jetzt — als eine gewöhnliche gemeine Dirne.

O man muß je in einer ähnlichen Lage gewesen seyn, um Rheinthal und seinen Schmerz begreifen zu können.

„Wie, rief er aus, ist es möglich, dieses große unschuldsvolle Auge, dieser edle königliche Anstand, die engelreinen Züge, die melodische Seraphinenstimme, alle diese himmlischen Vorzüge gehören einer Verworfenen an! nein, nein, fuhr er fort, es giebt keine weibliche Unschuld, keine unbefleckte Huldgestalt, nun sehe ich es klar ein.

Rheinthal versank nun in eine düstere Schwermuth, seine Studien, sein Stand, sein ganzes Daseyn ekelte ihn an, und ein finsterer Menschenhaß zog in seine Brust ein. Auf einmal brachten Briefe aus Kallendorf eine höchst unerwartete überraschende Nachricht. Seine ehmalige Gemahlin, die Pockenstein, war nach einem langwierigen Krankenlager gestorben, man öffnete jetzt ihr, bei den Gerichten in optima forma deponirtes Testament, und zum nicht

geringen Erstaunen der Kallendorfer war der Verstorbenen verbannter und geschiedener Gemahl als Universalerbe in diesem Testamente aufgeführt. Die Sache verhielt sich also: der Hofmarschall von Pfauenschwanz und die übrigen Verwandten der Frau von Pockenstein hätten sich in ihrer letzten Krankheit als ganz gewöhnliche Erbschleicher so plump benommen, daß sie der reichen Tante höchsten Abscheu auf sich gezogen, das Schicksal des verbannten unglücklichen Gatten rührte das Herz der Sterbenden, und in einem Anfall von Haß gegen ihre Verwandten, und von Mitleid für Rheinthal erfüllt, machte sie das bewußte Testament.

Eine sonderbare Sache ist es um das Glück. Vor zwei Jahren war Rheinthal so arm, als es nur ein Mensch seyn kann, und die augenblickliche Laune eines alten Weibes hatte ihm nun eine halbe Million zugeworfen.

Er vernahm gleichgültig die Nachricht seines Glücks, und sie war nicht einmal im Stande, ihm ein leichtes Lächeln abzulocken, nur daß

seine Mutter noch leben möchte, wünschte der gute Mensch, weil er nun im Stande gewesen wäre, ihr den Herbst ihres Lebens angenehm zu machen.

Der Herzog von Thonland hob nun sogleich das Urtheil auf, welches Rheinthal ehmals aus seinem Vaterlande entfernt hatte, um den reichen Erben wieder in die Heimath zu lokken; allein Rheinthal hatte nicht die geringste Lust, in die Heimath vor der Hand zurückzukehren, vertraute seinem würdigen Freunde, dem Prediger Werner zu Rheinthal, die Administration dieses Gutes, so wie des ganzen übrigen großen Vermögens an, und blieb wo er war.

Nun fing der politische Horizont an, sich zu umwölken. Die mächtigen Fürsten von Pickpack und die Könige von Vallangen stritten sich schon seit Jahrhunderten um die kleine Provinz Strohelchen, auf welche jeder Theil die gerechtesten Ansprüche zu haben glaubte. Seit zwanzig Jahren war nun zwar Vallangen im

ungestörten Besitz von Strohelchen geblieben, allein nun hatte ein junger Regent den Pickpackschen Thron bestiegen, welcher sogleich Strohelchen von Vallangen reklamirte. Es war dem jungen Fürsten dabei wenig um die kleine Provinz zu thun, allein er wollte eine Gelegenheit haben, sich Lorbeern um seine jungen Schläfe zu winden, und da mußte man ja doch einen Krieg mit Haaren herbeiziehen. Der Vallangsche König war nichts weniger als kriegerisch gesinnt, allein eine Provinz konnte man doch auch nicht so ganz gutwillig für nichts und wieder nichts dem Nachbar überlassen, und man mußte daher schon auf die Vertheidigung derselben bedacht seyn. Noch unterhandelten die Herren mit den Federn, aber es war vorauszusehn, daß bald die Schwerdter an deren Stelle treten würden, und die Vallangschen Offiziere wetzten in Krebsau, zur Nachtzeit bereits ihre Säbel vor der Wohnung des Pickpackschen Gesandten, da mußte es wohl Krieg werden.

Nun erwachte auch Rheinthal aus seiner melancholischen Lethargie. Nichts konnte ihm willkommener seyn, als — Krieg, denn in diesem konnte er ja mit Ehren eine ihm verhaßte Existenz los werden. Es hätte ihm nur ein Wort gekostet, so hätte er auf der Stelle eine Eskadron Vallangscher Linientruppen erhalten, allein eine solche Anstellung konnte den feurigen, genialischen, desperaten Jüngling nicht reizen. In einer höhern Sphäre wollte er wirken, mit Ruhm bedeckt sollte der Name Rheinthal verlöschen. Er entwarf einen phantastisch scheinenden, aber nicht unausführbaren Plan.

Das Fürstenthum Pickpack und das Königreich Vallangen wurden auf der einen Seite durch das Fürstenthum Moosland getrennt. Der Fürst von Moosland hatte sogleich bei der ersten Entstehung der Mißverständnisse zwischen Pickpack und Vallangen erklärt, daß er im Falle, wenn es zwischen diesen beiden Mächten zu Feindseligkeiten kommen sollte, eine strenge Neutralität beobachten würde. Diese Erklärung

wurde von beiden Mächten angenommen, und hatte zur Folge, daß sich sogleich alle bis dahin an der Grenze des Fürstenthums Moosland postirt gewesenen Pickpackschen Truppen nach jenem entfernten Theile ihres Landes zogen, welcher unmittelbar an das Ballangsche Land stieß. Auf diesen Umstand gründete Rheinthal den folgenden Plan: er wollte sich nähmlich nach Lüdberg, einer großen Handelsstadt im Fürstenthume Moosland begeben; dorthin wollte er sich von seinem Vermögen alles schicken lassen, was nur immer in der Schnelligkeit in Baarschaft umzusetzen war; wir wissen, welches bedeutende Vermögen Rheinthal durch den Tod der Frau von Pockenstein geerbt hatte, und über welche große Summen er demzufolge disponiren konnte; nun beschloß er, diese Summen vor der Hand dazu anzuwenden, in Lüdberg im Stillen Soldaten anzuwerben und Kriegsvorräthe anzuschaffen. Diesen Vorsatz auszuführen, konnte ihm mit Geld durchaus nicht schwer werden, denn der Fürst von Moosland hatte vor kurzer Zeit

seinen Staat aus einem militairischen in einen unmilitairischen, oder besser gesagt, glücklichen verwandelt, und den größten Theil seiner Armee reduzirt. So sehr das Land auch durch diese Maasregel gewann, so machte sie doch manchen Unglücklichen, denn überall, wohin man im Fürstenthume Moosland blickte, fiel das Auge auf reduzirte Offiziere und Soldaten, denen man sogleich den Mangel und das Mißvergnügen ansehen konnte, und die gewiß jede Gelegenheit ergriffen, sich wieder in Sorglosigkeit und Thätigkeit versetzt zu sehen. Sich durch Geld im Besitz von Kriegsvorräthen zu setzen, mußte in Lüdberg um so weniger Schwierigkeit haben, da es in dieser großen Handelsstadt von jüdischen und christlichen Spekulanten wimmelte, welche für Geld schafften, was man nur wollte.

Die Grenze, welche Moosland vom Pickpackschen Fürstenthum schied, bestand aus einer Bergkette und ungeheuern Wäldern, welche sich tief in das Pickpacksche Gebiet hinein erstreckten. Alle seine in Lüdberg und der dortigen Gegend

acquirirten Rekruten und Kriegsvorräthe wollte Rheinthal nach jenen Gebirgen und Waldungen hinschicken, wo sich dieselben zerstreut in den Dörfern, Waldhöhlen u. s. w. aufhalten sollten. Bei dem wirklichen Ausbruche des Krieges wollte Rheinthal selbst nach den Waldungen und Bergen hineilen, auf einem verabredeten Sammelplatz sammeln, armiren, in ein Freikorps formiren, sich als einen Vallangschen Veteran erklären, und sodann mit seinem Korps schnell in das Pickpackische Gebiet einfallen. Da dasselbe auf dieser Seite von allen Truppen entblößt war, so mußte es ihm leicht werden, indem er wie ein deus ex machina erschien, Schrecken und Verwirrung zu verbreiten.

Diese beschloß er klug zu benutzen. Nicht weit von der Moosländischen Grenze lag eine Kreisstadt, in welcher sich viele Kassen, Waffenvorräthe und Aerarialgüter aller Art und von bedeutendem Werthe befanden; diese Kreisstadt beschloß Rheinthal schnell zu überrumpeln, alles herrschaftliche Eigenthum in Beschlag zu nehmen,

einen Theil davon zur Vergrößerung und Verbesserung seines Korps zu verwenden, den andern aber schleunig nach Krebsau zu schicken, sich dort über seine Schritte zu verantworten, und die Bestätigung seines Korps und seiner Partisanschaft nachzusuchen. Die ganze Unternehmung mußte, glücklich ausgeführt, Sensation erregen, und der Krebsauer Hof müßte mit Blindheit geschlagen seyn, wenn er die ihm so sehr zu statten kommenden Wagnisse eines seiner Offiziere nicht zu würdigen wissen würde; so urtheilte Rheinthal.

Bei der Pickpackschen Armee mußte die Nachricht, daß ein Vallangsches Korps, wie vom Himmel gefallen, an der Mooslandischen Grenze erschienen, und im Rücken der Armee operire, ebenfalls große Befremdung erregen. Rheinthal konnte voraussehen, daß sogleich ein Pickpacksches Korps beordert werden würde, ihn zu vernichten, allein er konnte in diesem Falle auch mit Recht erwarten, daß ihm von Vallangscher Seite Truppen zur Unterstützung gesendet werden

würden, im Nothfalle konnte er sich mit seinem Trüppchen auch in die Bergschluchten und Waldungen werfen, und bei dem seinen Absichten so günstigen Terrain konnte er hoffen, es im kleinen Krieg gegen eine sehr überlegne Macht eine Zeitlang auszuhalten.

Freilich konnte es sich Rheinthal nicht verhehlen, die Ausführung eines solchen Planes war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, eine Menge vorzusehender und nicht vorzusehender Hindernisse konnten sein Gelingen verhindern, und den verwegnen Abentheurer selbst in die traurigste Lage versetzen; — allein grade die Ueberzeugung, so viele unüberwindlich scheinende Hindernisse besiegen zu müssen, spornten den Thatendurst und die Ruhmbegierde des desperaten Jünglings an.

Nachdem sein Plan zur Reife gediehen war, forderte Rheinthal zur Unternehmung einer Reise in Privatangelegenheiten Urlaub nach der Mosländischen Stadt Lüdberg. Ein solches Gesuch fiel in Vallangen um so weniger auf, da man

es schon gewohnt war, zu sehen, wie sich die nicht wirklich angestellten Offiziere bei Kriegsaussichten aus dem Staube zu machen suchten, um ihre theuern Personen in Sicherheit zu bringen.

Rheinthal reisete nach Lüdberg. Der Prediger Werner im Thonländischen, als Administrator seines Vermögens, hatte schon früher die Weisung erhalten, ihm bedeutende Summen dahin zu senden. Die Gelder trafen pünktlich ein, und Rheinthal ging an die Verwirklichung seines sonderbaren Plans. Es mußte mit großer Vorsicht zu Werke gegangen werden, denn wenn man schon Ursache hatte, zu vermuthen, daß der Moosländische Hof es im Stillen mit der Vallangschen Parthei hielt, so würde doch ein Unternehmen, wie das Rheinthalsche, einmal verrathen, strenge gerügt worden seyn. Rekruten zu engagiren hielt indeß, wie vorauszusehen war, nicht schwer, denn Lüdberg war ein eigentlicher Sammelplatz von brodlosen Abentheurern jeder Art, und dergleichen Leute gehen leicht in gewagte

Unternehmungen ein, welche reiche Ausbeute versprechen. Rheinthal ließ es an Versprechungen nicht fehlen, und schonte sein Geld nicht, welchem er es zu verdanken hatte, daß er nach Verlauf einiger Wochen ein Paar hundert Menschen die Seinigen nannte, die alle einzeln nach der Pickpackschen Grenze hin gesendet wurden, und dort mit feuriger Ungeduld der Dinge harrten die da kommen sollten. Ein verarmter Mooslandischer Edelmann, welcher ein altes verfallnes Felsenschloß tief im Walde an der Grenze besaß, wurde ins Geheimniß gezogen, nachdem man sich seiner Ehrlichkeit versichert hatte. Das Felsenschloß des Kavaliers lag weit ab von der Straße, war nur eine Meile von der Pickpackschen Grenze, und wurde oft Monate lang von keinem Menschen besucht, daher Rheinthal dasselbe zum Sammelplatz seiner Schaar, und zum Aufbewahrungsort seiner Waffen bestimmte. Ein unternehmender Jude, welcher einen starken Korn- und Mehlhandel ins Ausland betrieb, verstand sich dazu, Waffen, Monturen, Munition, mit

einem Worte, Kriegsbedürfnisse aller Art, auf Rheinthals Rechnung herbeizuschaffen, und sie nach dem bezeichneten Felsenschloß zu transportiren; die Mehlfässer wurden mit doppelten Boden versehen, und verbargen so in ihrem Innern Bellonens Werkzeuge. Zum Glück war die Moosländische Accise von der Art, daß man sie ohne Hexerei hintergehen konnte, und die Armaturen ꝛc. gelangten auf diese Art glücklich an den Ort ihrer Bestimmung.

Mehrere Wochen waren nun verstrichen, mehrere hundert Freibeuter lebten in den dichten Waldungen der Grenze, die Keller des Felsenschlosses waren mit Kriegsvorräthen aller Art hinlänglich gefüllt, — da traf endlich die von Rheinthal so sehnlich erwartete Nachricht ein, daß die Pickpackschen Truppen durch das Ueberschreiten der Vallangschen Grenzen die Feindlichkeiten förmlich eröffnet hätten. Rheinthal flog nach seinem Felsenschlosse, schnell und von allen Seiten wurden die engagirten Leute zusammen gezogen, und so gut es in der Eile gehen wollte,

in ein Korps formirt. Die Grundsätze, nach welchen Rheinthal seine Leute armirte, in den Waffen einübte u. s. w., waren wieder sehr von der gewöhnlichen Art abweichend, neu, originell, und nie den gewöhnlichen Zweck aus dem Auge verlierend, allein es liegt außer dem beabsichtigten Bezirk dieser Geschichte, hierüber weitläuftig zu seyn.

Gelehrten ist gut predigen, sagt das alte wahre Sprichwort, das die Möglichkeit erklärt, daß es Rheinthal gelingen konnte, in sehr kurzer Zeit aus einem Haufen zusammengeraffter Menschen ein recht gut exerzirtes, und wohl disciplinirtes, respektables Korps zu formiren, denn seine Leute waren größtentheils alte gediente Krieger.

Noch lag Rheinthal mit seiner Schaar ruhig in seinem Versteck, da verkündigte ein unverbürgtes Gerücht, daß die Ballangsche Armee von der Pickpackschen total geschlagen worden sey, und nur zu bald bestätigte sich dieses Gerücht auf eine Art, daß man seine Wahrheit nicht mehr

füglich bezweifeln konnte. Die Sache war übrigens ganz natürlich zugegangen, die Vallangschen Heerführer sündigten auf den verjährten Ruhm ihrer Armee, und glaubten den Feind nach denselben Grundsätzen schlagen zu können, welche ihnen vor fünfundzwanzig Jahren geholfen hatten, indeß hatte sich in dieser Zeit in der Strategie und Taktik, wie natürlich war, vieles verändert, die Kriegswissenschaft überhaupt hatte sich mächtig vervollkommnet, die Pickpackschen Offizire, ebenfalls durch Schaden klug gemacht, waren nun mit der Zeit fortgeschritten, und die Folgen konnten natürlicherweise nicht ausbleiben, sie besiegten eine Armee, die im alten Schiendrian durch die Thaten ihrer Urväter siegen wollte.

So niederschlagend für Rheinthal als wahren Vallangschen Patrioten die Nachricht von der Niederlage der Seinen auch seyn mußte, so schien sie doch gerade für seine Absicht nicht ganz ungünstig zu seyn, denn es ist sonderbar aber wahr: **für einen Partisan ist mehrere**

Gelegenheit vorhanden, seine Kräfte und Verdienste geltend zu machen, und größer ist die Wahrscheinlichkeit für ihn, seine Wagnisse erkannt und belohnt zu sehen, wenn die Hauptarmee, zu welcher er gehört, unglücklich ist.

Rheinthal glaubte nun nicht länger zögern zu dürfen. Er setzte seine kleine Macht in Bewegung, und marschirte mit derselben, seinem frühern Plane getreu, gerade nach der Pickpackschen Grenzhauptstadt hin, auf welche er sein Hauptaugenmerk gerichtet hatte. Die Depotmannschaft des Feindes, welche in dieser Stadt garnisonirte, wurde schnell über den Haufen geworfen, entwaffnet, und sofort zur Besitznahme aller Aerarialgüter geschritten. Dieselben waren von bedeutenderem Belange, als Rheinthal gehofft hatte, die Kassen fand er reichlich gespickt und in dem Zeughause waren Kriegsbedürfnisse aller Art und von der besten Qualität vorhanden. Am vollkommensten waren unserm kühnen Par-

theilgänger] die Kanonen, welche er bei dieser Gelegenheit acquirirte, denn an Geschütz dieser Art hatte es ihm bisher ganz gefehlt, und seine Lage war von der Art, daß er die Erwerbung derselben über Alles schätzen lernte.

Die geschlagne Vallangsche Armee zog sich eben nicht in der lobenswerthesten Ordnung hinter einen großen Strom an der nördlichen Grenze des Reichs zurück. Der König selbst schlug mit einem kleinen Hofstaat einstweilen seine Residenz in einer kleinen Provinzialstadt auf, und die Bestürzung war allgemein.

In dieser Lage erhielt der tiefgebeugte Monarch unvermuthet einen Kourier von unserm Helden, welcher die errungenen Vortheile meldete und um Sukkurs bat. Der Vallangsche Hof war über die freudige Nachricht nicht wenig erstaunt, denn man hatte von Rheinthals Partisanschaft nichts inne geworden, und die erhaltne Nachricht war der erste lichte Stern, der durch die graußliche Finsterniß dämmerte.

Befinden sich die gebietenden Götter dieser Welt selbst in großer Noth, pflegen sie am gerechtesten zu handeln, dieses war auch diesmal der Fall, Rheinthals Verdienste wurden im vollen Maaße anerkannt, er erhielt sogleich den Charakter als Obrister und die Bestätigung als Oberanführer des von ihm errichteten Freibeuterkorps. Obwohl die Stellung der Pickpäckschen Truppen die Kommunikation zwischen der Vallangschen Hauptarmee und dem Rheinthalschen Korps einigermaßen hemmte, fand man doch Mittel und Wege, dem kühnen Partisan Mannschaft, Waffen und andere nöthige Kriegsbedürfnisse zuzuführen.

Rheinthals Truppenkorps vermehrte sich von Tage zu Tage, denn der große Haufe rennt der glücklichen Verwegenheit zu; unser Held vollführte im Rücken der feindlichen Armee mehrere nicht unbedeutende Coups de main glücklich und rasch hintereinander, und bedrohte endlich mit seiner Schaar die große und wichtige Hauptstadt einer feindlichen Provinz.

Allein nun wurde man auch bei der Pickpackschen Hauptarmee auf den verwegnen Partisan des Gegners aufmerksamer, als der Fall bisher gewesen war, und man detaschirte ein Korps, um Rheinthals glücklichem Beginnen ein schnelles Ziel zu setzen.

Bisher hatte es unser Held nur mit Depotmannschaften und Invalidenabtheilungen zu thun gehabt, allein nun gewann sein Spiel einen viel ernsthafteren Charakter, denn eine seiner Schaar überlegne Abtheilung regulärer Truppen rückte gegen ihn an. Mit weiser Besonnenheit traf Rheinthal seine Anstalten, und der Feind fand ihn schlagfertig und aufs beste geordnet in einer vortrefflichen Position. Nichtsdestoweniger hoffte der Anführer der Pickpackschen Heeresabtheilung, mit dem feindlichen Partisan und seinem zusammengerafften, und, wie er irrigerweise wähnte, schlecht disciplinirten Haufen gar leicht und schnell fertig zu werden, und griff denselben gleich voll stolzen Selbstvertrauens an. Allein die Pickpacker fanden einen viel hartnäckigeren Wider-

stand, als sie geahnet hatten. Am ersten Tage zwar blieb das Treffen unentschieden, des andern Tages aber gelang es unserm Rheinthal, vermöge eines kühnen genialen Flankenmarsches, seinen Feind zu überflügeln, und auf allen Punkten zu werfen.

Eine wichtige stark befestigte Stadt öffnete sich dem Sieger, und er hatte nun einen festen Standpunkt gewonnen, von welchem aus er mit mehr Nachdruck und größerer Sicherheit zu operiren vermochte.

Der König von Vallangen verkannte keineswegs den Werth der neuen wichtigen Verdienste, welche sich sein kühner vom Glücke begünstigter Partisan um den Staat erworben hatte, und Rheinthal sah sich bald mit Orden und andern unverkennbaren Zeichen der Allerhöchsten Gnade seines Herrn bedeckt.

Ueberhaupt wandte sich die launische Kriegsgöttin nun auch im Allgemeinen auf die Seite der Vallangschen Waffen, die Puckpacksch Armee erhielt verschiedne Niederlagen, und wurde allent-

halben

halben zurückgedrängt; nicht lange dauerte es, und Vallangens König zog als Sieger in seine Residenzstadt Krebsau ein.

Rheinthal bekam in seinem festen Posten, welchen er mit Energie zu behaupten wußte, größere Ruhe als bisher, dagegen ein gar liebliches und interessantes Abenteuer anderer Art seine Muse auf eine angenehme Weise unterbrach.

Der Fürst von Pintu war ein treuer Alliirter des Königs von Vallangen, und des Erstern wenige Truppen stritten in den Reihen der großen Armee des Letztern.

Gerade als der Krieg zwischen dem Fürsten von Pickpack und dem Könige von Vallangen ausgebrochen war, befand sich die jüngste Tochter des Fürsten von Pintu (dieselbe Prinzessin, deren Hofdame, Luise von Falkenried, Rheinthal einst im Lustenauer Park des Nachts den scharfen Zähnen eines wilden Bullenbeißers entrissen hatte) kränklicher Gesundheitszustände halber in einem Bade, welches im Pickpackschen Gebiete lag.

Indem der Krieg im vollen Gange war, und die Kriegsgöttin anfing, den Pickpackschen Truppen den Rücken zu wenden, wollte die Prinzessin nach Hause ins Fürstenthum Pintu zurückkehren. Ihr Weg führte sie mitten durch die von Rheinthal geschlagene Heeresabtheilung, welche nun anfing, auf einem andern Punkt sich wieder zu sammeln.

Nicht die geringste Furcht führte der Umstand in der Prinzessin Seele, denn wenn die Truppen ihres Vaters gleich mit dem Heere des Königs von Ballangen vereint gegen die Pickpacker dienten, so konnte es doch Niemand einfallen, daß diese die Feindseligkeiten bis auf Fürstentöchter ausdehnen würden. Zu ihrem nicht geringen Schrecken mußte die Prinzessin sich indeß vom Gegentheile überzeugen; denn sie wurde, als sie die Pickpackschen Vorposten auf ihrer Reise passiren mußte, angehalten und nach einem festen Schlosse gebracht, wo sie strenge bewacht wurde, denn man hoffte die Prinzessin von Pintu gegen einen von den Ballangern gefange-

den Pickpackschen General von hohem Range auszuwechseln.

Durch seine geheimen Kundschafter wurde Rheinthal wenigstens von dem Vorfalle in dieser Art alsbald unterrichtet, und er hielt es als Vallangscher Offizier mit Recht für seine Schuldigkeit, einen ernstlichen kühnen Versuch zu machen, die Prinzessin Tochter eines Fürsten, der ein treuer Alliirter seines Königs war, den Händen des Feindes zu entreißen.

Er wählte aus seinem Korps die tapfersten und erprobtesten Krieger zu diesem Wagstück, und setzte sich selbst an die Spitze dieses starken Detaschements, indem er die wichtige Expedition in eigener Person leiten zu müssen glaubte.

Das Schloß, in welchem die Prinzessin von Pintu gefangen saß, lag drei Tagemärsche von der Festung entfernt, in welcher Rheinthal gerade sein Hauptquartier genommen hatte. Zwar war die Veste stark besetzt, allein sie stand, von wenigen Häusern nur umgeben, mitten in einem dichten Forste, und die Hauptheeresabtheilung

der Pickpacker war in einer ganz andern Gegend aufgestellt.

Wollte sich Rheinthal also mit Wahrscheinlichkeit ein Gelingen seines Plans versprechen, so kam es darauf an, die Veste unvermuthet mit einer überlegnen Macht zu überrumpeln, und die Prinzessin schneller in Sicherheit zu bringen, als die weiter entferntere Pickpacksche Hauptmacht ihn erreichen konnte, um ihm den wichtigen Fang wieder abzujagen. Alle diese Umstände weise berücksichtigend, schränkte sich Rheinthal auf forcirte Nachtmärsche durch die dichten, ihn mit seinen Soldaten verbergenden Wälder ein, Lebensmittel auf drei Tage führte man bei sich, und so konnte man hoffen, daß die ganze Expedition bis zum Augenblick der Entscheidung dem Feinde nicht verrathen werden dürfte.

Unseres Helden Busen pochte während des Marsches unaufhörlich gar ungestüm, und gar verschiedne Empfindungen erhielten ihn in einer beständigen Unruhe. Ohngeachtet der ungünstigen Nachrichten, welche Rheinthal einst hinsichtlich

der Verhältnisse und des moralischen Charakters des Fräuleins v. Falkenried erhalten hatte, lebte das Bild jenes lieblichen Mädchens noch immer lebhaft in seiner Seele, und der Obrist sagte sich hundertmal: wenn jene Nachrichten Verläumdung gewesen wären, wenn Louise noch nach wie vor als Hofdame um die Person der Prinzessin lebte, die hehre liebliche Huldgestalt, die sie mir einst auf Augenblicke nur im Lustenauer Park erschien.

Der Liebende glaubt schwer an die Schuld der Geliebten, und je mehr der Obrist grübelte, desto wärmer faßte er die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit solcher Vermuthungen auf, und diese Phantasien verschafften ihm gar wonnigliche Augenblicke, wenn er gleich dann gar unangenehm erwachte, schrecklich aufgerüttelt durch gerechte Zweifel.

In der Morgendämmerung des dritten Tages kam Rheinthal in der Nähe des Schlosses an, in welchem die Pintusche Prinzessin gefangen gehalten seyn sollte. Er sah die Zinnen der

alterthümlichen Burg, der nahe gelegne Wald aber verbarg ihn und seine Leute noch dem Auge des Feindes.

Gewaltig tobte das muthige Herz in des Helden Brust, kaum vermochte er seine Ungeduld zu besiegen. Ungern gestattete er seinen durch den langen Nachtmarsch angegriffnen Leuten eine nöthige kurze Rast, und bald donnerte sein Ruf die Krieger wieder auf. Schnell ordnete er die Schlachtreihe, und unter einem furchtbaren Geschrei und dem Schmettern der Trompeten und Wirbeln der Trommeln stürzte die wuthentflammte Schaar über die kurze Ebne nach dem vom Feinde besetzten Schlosse hin.

Die Besatzung war von der Nähe des Feindes nicht das geringste inne geworden, und überließ sich sorglos der Ruhe. Bis sie sich aus dem Schlafe ermunterte, war ihr Rheinthal mit seinen Leuten auf dem Halse; die Pickpacker leisteten zwar einen schwachen unordentlichen Widerstand, allein schon nach einer Viertelstunde

waren die Vallanger Herren und Meister des Schlosses.

Mit zitternder Stimme fragte Rheinthal nach den Gemächern der Prinzessin, man wieß ihn zurecht, er stürzte die Treppe hinauf, die dringenden Umstände erlaubten nicht, sich hier lange mit Förmlichkeiten aufzuhalten, er klopfte rasch an die Thüre des bezeichneten Gemaches und trat rasch ein.

Eine junge Dame in geschmackvollem Morgenanzuge trat ihm entgegen, ihr Aeußeres trug Spuren des Schreckens an sich, welche der unvermuthete Ueberfall verursacht haben mochte, der Obrist fixirte die Dame scharf, o Himmel! wer schildert des Offiziers freudiges Erstaunen, es unterlag keinem Zweifel mehr, die Dame war — Louise von Falkenried.

Auch die Dame schien bei dem Anblicke des Offiziers freudig überrascht. Eine lange Pause erfolgte, beide Theile waren zu zerstreut und befangen, um sogleich sprechen zu können; endlich nahm die Dame zuerst das Wort, mit ei-

nem etwas zweifelhaften Blicke fragte sie: Wem denn verdanke ich meine Rettung? „Ich bin der Obrist Rheinthal", antwortete dieser. — Eine schnelle Röthe überflog der Dame holdes Gesicht. „So habe ich mich, rief sie rasch aus, denn doch nicht geirrt! der Zufall, Herr Obrist, scheint Sie zu meinem Schutzgeiste ersehen zu haben, zum zweitenmal nenne ich Sie meinen Retter aus großer Gefahr. — Erinnern Sie Sich wohl noch des Lustenauer Parks?" —

Wie sollte ich nicht, erwiderte Rheinthal, der nun auch wieder zu einiger Fassung gelangt war, nie werde ich jene, nie diese Stunde vergessen.

Nun verständigte man sich, dann aber fragte der Obrist: wo ist die Prinzessin? — es ist nöthig, daß ich ihr aufwarte, denn keine Stunde ist zu verlieren, ich muß eilen, die Prinzessin an einen sichern Aufenthaltsort zu bringen.

Das Fräulein schwieg eine Minute, wie es schien, betroffen, dann erklärte sie aber bestimmt und fest: „die Prinzessin ist längst in Sicher-

heit, sie ist nicht hier, und war es auch niemals. — Voll Erstaunen blickte der Obrist das Fräulein eine Zeitlang an, dann sprach er: Mein Fräulein! ich bitte, lösen Sie mir dieses Räthsel, ich selbst bin es zu thun wahrlich nicht im Stande. Zuverläßige Kundschafter brachten mir die Nachricht, eine Pintusche Prinzessin werde hier gefangen gehalten; nach der glücklichen Einnahme dieses Schlosses bekam ich selbst einen Diener in der Pintuschen Hoflivree zu Gesichte, ich frage ihn nach den Apartements seiner Durchlauchtigen Gebieterin, und der Mann wieß mich nach diesen Zimmern, und zwar mit den Worten: „Hier wohnt unsere Prinzessin".

Lächelnd erwiderte hierauf das Fräulein: „Und doch, mein Herr Obrist, muß ich Sie noch einmal versichern, daß in dieser Veste keine Prinzessin hauset. Meinen Namen und Stand kennen Sie bereits, und meiner alten Kammerfrau werden Sie, wenn Sie dieselbe zu Gesicht bekommen, es leicht ansehen, daß sie nicht aus Fürstlichem Geblüte abstammt, außer uns Bei-

den aber befindet sich im Schlosse kein Frauenzimmer, doch bin ich mit Vergnügen bereit, meinem Retter den ganzen Irrthum aufzuklären. Hören Sie: Meine Durchlauchtige Gebieterin, die jüngste Prinzessin von Pintu, befand sich gerade in einem Bade im Gebiete des Pickpackschen Fürstenthums, als der unselige Krieg ganz unvermuthet seinen Anfang nahm. Doch setzten wir ungestört und ruhig unsere Badekur fort, bis wichtige Familienverhältnisse die Prinzessin nöthigten, schleunig an den Hof ihres Durchlauchtigen Vaters zurückzukehren. Der Weg führte uns durch die Pickpackschen Vorposten, mir ahnte Gefahr, und meine inständigen Bitten bewogen endlich die Prinzessin, immer eine Station vorauszufahren, und mich, die ich für die eigentliche Prinzessin gelten mußte, allenthalben anzukündigen. Es traf Alles pünktlich ein, wie ich das vermuthet hatte, man ließ meine Gebieterin unter dem erborgten Namen ruhig passiren, mich aber hielt man an, und brachte mich in dieses Schloß als Gefangne.

Anfangs entdeckte ich unsern Feinden ihren Irrthum nicht, damit meine Gebieterin nicht verfolgt werden möchte, dann aber hielt ich es auch in der Folge noch immer am gerathensten, meine hohe Rolle fortzuspielen, weil ich als Prinzessin eine achtungsvollere Behandlung erwarten konnte.

Das Fräulein schwieg. Freilich verwunderte sich der Obrist nicht wenig über den abentheuerlichen Zusammenhang des Ereignisses, indeß war es ihm in Geheim lieber, die Dame seiner Seele als hundert Prinzessinnen gerettet zu haben.

Es waren nun bereits fünf Jahre verflossen, seit Rheinthal Louise von Falkenried zum erstenmal gesehen hatte, die kindliche Gestalt des jungen Mädchens war der bedeutsamern der hehren Jungfrau gewichen, jedoch unbeschadet der lieblichen Zartheit, welche unsern Jüngling schon dazumal mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem holden Mädchen hinzog. Jener Verläumdungen, welche einst Pintusche Kavaliere auf Louise von Falkenrieds Namen zu häufen gewagt hatten,

gedachte Rheinthal jetzt mit dem tiefsten Unwillen, denn schon der Umstand widerlegte dieselben, daß das Fräulein nach wie vor als begünstigte Hofdame in der Prinzessin Dienst stand, und wie hätte er die hehre Huldgestalt, deren großes blaues Auge ihn so fest und unschuldsvoll anblickte, auch nur eines sträflichen Leichtsinns, vielweniger einer entehrenden Schuld für fähig halten können; er gedachte bei sich der herrlichen Worte, welche er auf das Fräulein anwendete:

Sey keusch wie Gold, sey rein wie Schnee,
Du wirst der Verläumdung doch nicht entgehen;
Doch laß Dir dies zu Deinem Troste sagen:
Die schlechtsten Früchte sind es nicht, an denen Wespen nagen.

Uebrigens hätte er es um keinen Preis über sich gewinnen können, mit dem Fräulein von den übeln Gerüchten zu sprechen, welche über ihre Person zu ihm gelangt waren. Er schwur es aber sich selbst, die beleidigte Ehre des Fräuleins nach beendigtem Feldzug an ihren Verläumdern blutig zu rächen.

Man hielt sich nur kurze Zeit im Schlosse auf, dann gab der Obrist das Zeichen zum Aufbruche, wohl fühlend, ihn müde so lange alle Ruhe meiden, bis er seinen errungenen köstlichen Schatz in vollkommener Sicherheit wüßte.

Rheinthal übergab vor der Hand die Führung der Truppen einem andern Officier, und setzte sich mit dem Fräulein in einen Reisewagen. O wie wohl ward ihm zu Muthe! dicht neben ihr saß er nun — neben der Göttin seines Herzens, die er schon aufgeben zu müssen geglaubt und deren Andenken so oft sein Herz gebrochen hatte.

Ihr voller runder Arm ruhte an dem seinigen, jeder Ruck, den der Wagen erhielt, brachte sie mit ihm in enge Berührung, und ihr süßer aromatischer Athem vermischte sich in der verschlossenen Kutsche mit seinem heißen Hauche.

Während der Reise erzählte der Obrist dem Fräulein die Schicksale, welche er in der neuern Zeit erlebt hatte, und die unverkennbare innige Theilnahme, mit welcher die Dame die Erzäh-

lung anhörte, that dem Offizier unbeschreiblich wohl.

Glücklich erreichte man jene Festung, in deren Besitz der Obrist seit einiger Zeit schon war, und in der er sich vor der Hand gesichert hielt vor der überlegenen Macht des Feindes, welche sich nun wieder in jener Gegend sammelte.

Das vereinigte Vallangsche und Pintusche Heer erfocht nun einen Sieg nach dem andern, und näherte sich, immer vordringend, den Pickpackschen Grenzen beinahe auf allen Punkten mehr und mehr. Mit Wahrscheinlichkeit konnte Rheinthal voraussehen, daß in wenigen Tagen die freie Kommunikation zwischen seiner kleinen Schaar und dem großen Heere seines Königs hergestellt seyn würde, und er beschwor das Fräulein von Falkenried, diesen Zeitpunkt abzuwarten, um bei der Fortsetzung ihrer Reise sich nicht neuen Gefahren auszusetzen. Zwar ließ sich die Dame diesen Aufschub gefallen, machte aber zugleich zur Bedingung, daß der

Obrist Rheinthal möchte weder von ihrer Gefangenschaft, noch von ihrer Befreiung das geringste an seinen Souverain, und noch viel weniger dem Fürsten von Pintu melden, obwohl der Obrist durchaus nicht einsehen konnte, aus welchem Gründe das Fräulein so angelegentlich ein Ereigniß verschwiegen wissen wollte, dessen Bekanntmachung ihr eigentlich zur größten Ehre gereichen mußte, da sie sich mit einer, an Damen seltenen, Geistesgegenwart und Entschlossenheit für die Gebieterin aufgeopfert hatte, nahm er doch keinen Anstand, unbedingt in ihr Begehren zu willigen, besonders da dieses unbeschadet seiner Pflicht geschehen konnte, indem doch die Befreiung einer Dame, welche einige Tage an der Fortsetzung ihrer Reise verhindert worden war, eben kein Gegenstand war, von dem man glauben durfte, daß er für kriegführende Monarchen von einem besondern Interesse hätte seyn können.

Die Umstände verdammten nun unsern Helden mit seiner muthigen Schaar nach einem

erfolgreichen Wirken zu einer anhaltenden Waffenruhe, und Rheinthals einziges und unausgesetztes Streben blieb es nun, seinem liebenswürdigen Gaste den Aufenthalt in der Festung so angenehm als möglich zu machen.

Wenn gleich der Eindruck, den das Fräulein bei ihrem ersten zufälligen Zusammentreffen im Lustenauer Park mit Rheinthal, auf denselben machte, heftig und unauslöschbar war, so hatte der Obrist blos aus wenigen Worten der Dame Gelegenheit genommen, die feste Meinung von der Vortrefflichkeit ihrer Seeleneigenschaften zu fassen; allein zu der festen Ueberzeugung, wie hell und aufgeklärt ihr Verstand sey, konnte er erst jetzt bei häufigerer Unterhaltung mit ihr gelangen.

Die längste Zeit des Tages brachte der Offizier, in sofern es der Anstand erlaubte, bei der Dame zu, das Fräulein vermochte es nicht, dem Manne, dem sie viele und große Verbindlichkeiten hatte, abschreckend zu begegnen. Louisens Liebenswürdigkeit bezauberte unsern Rhein-

thal

thal von Stunde zu Stunde mehr, und er überließ sich mit aller jener Heftigkeit seiner Leidenschaft für die Dame, welche seinem Charakter und seinem Temperamente eigen war. Zu verzeihen war es übrigens dem Obristen wohl, wenn er sich mit der Hoffnung schmeichelte, als Gatte zum Besitz des geliebten Fräuleins zu gelangen. Seine frühern Bande waren gelöset, sein Stand und seine Charge berechtigten ihn ebenfalls, um die Hand der Dame werben zu dürfen, und Louise hatte ihm mit liebenswürdiger Naivität gestanden, wie bis jetzt ihr Herz noch frei sey.

Freilich war auch der Eindruck sichtbar, den der tapfere glühende junge Mann von der feinsten Geistesbildung auf das Fräulein hervorbrachte; aber wohl bemerkbar, wenn schon nicht erklärlich blieb es zugleich, daß Louise sich nicht geringe Mühe gab, die eigene zärtliche Neigung zu unterdrücken, und jede Erklärung ängstlich zu vermeiden. Allein zu heftig war des Offiziers Leidenschaft, als daß sie nicht bald sich wohlthä-

tige Luft machen können. Eines Abends, nachdem das Fräulein sich vergessen zu haben schien, und sich zutraulicher und liebevoller als sonst mit dem Obristen unterhalten hatte, blieb Rheinthal nicht länger Herr seiner Leidenschaft, er ergriff des Fräuleins Hand, drückte sie heftig an die hochfliegende Brust, und in einem weichen unbeschreiblich rührenden Ton stammelte er die Worte: O Louise, wie lieb ich Dich! nein, ohne Dich vermag ich nicht zu leben! — Die junge Dame erblaßte, dann stürzte ein Thränenstrom aus ihren schönen Augen, und schluchzend rief sie tief bewegt aus: Unglücklicher! fliehen Sie, nie, nie — kann ich die Ihrige werden.

Wie vom Blitze gerührt taumelte der Offizier zurück, lange dauerte es, ehe er wieder einige Fassung gewann, und das Fräulein fuhr fort heftig zu weinen.

Vom Seelenschmerz schwer gebeugt sprach der Offizier sehr kleinmüthig: Wäre es möglich, mein Fräulein, liebten Sie trotz ihren Verfü-

cherungen des Gegentheils schon einen anderen Mann? —

Diese Worte wirkten heftig und unwiderstehbar auf das bewegte Mädchen; sich ganz vergessend rief sie aus: August, mein August! ich liebe nur Dich, nie werde ich außer Dir einen Mann lieben.

Mit diesen Worten schien sich dem Obristen der Himmel zu öffnen, er sank an Louisens Busen, die zarten runden Arme der Dame umschlangen ihn — Mund auf Mund, Auge in Auge entrückte eine lange Pause die Glücklichen der Erde.

Endlich erholte sich das Fräulein wieder aus dem Taumel, in welchen ihr tobendes Gefühl sie gestürzt hatte: sanft entwand sie sich des geliebten Mannes Armen, ihre Thränen strömten neuerdings, und mit einem langverhaltenen Seufzer brach sie wieder in die Worte aus: und doch kann ich, ach! — nie, nie Ihnen angehören.

Rheinthal fuhr auf, gleichsam als wenn ein hämischer Dämon dräuend gesucht hätte, ihn aus dem Elisium zu stürzen. Zernichtet durch die furchtbaren Worte, ließ er matt sein Haupt in die hohle Hand sinken, und erst nach einer langen Pause sprach er ziemlich kleinlaut: Aber, mein Fräulein, Sie scheinen die heißen Gefühle meines Herzens zu theilen, Ihr eignes Herz ist frei, und doch — wie soll ich das Räthsel deuten?

Louisens Gesicht verzog sich in ein krampfhaftes Lächeln, ein Paar Thränen drangen aus den großen himmelblauen Augen, mit einem ungemein seelenvollen Blicke und in einem rührenden schmerzbewegten Tone rief sie aus: Dringen Sie nicht weiter in mich, guter August! — unser Unglück ist entschieden, nie, nein nie kann ich Ihre Gattin werden, und nimmermehr sollen Sie aus meinem Munde das unübersteigbare Hinderniß erfahren, welches einen undurchdringlichen furchtbaren Koloß zwischen uns gewälzt hat. Begnügen Sie sich, armer Freund,

mit dem Bekenntnisse, fuhr das Fräulein fort, indem sie unter Thränen hold lächelnd dem Obrist ihre schöne Hand reichte, ja begnügen Sie sich mit der innigen Versicherung, daß ich ewig nur — Sie lieben werde.

Rheinthal schwebte nun zwischen Himmel und Hölle. Noch oft unterlag nach dieser Szene die zarte Huldgestalt dem heftigsten aller Gefühle, denn der Offizier war des Mädchens erste Liebe; noch oft lag sie an des geliebten Mannes Brust, und das brechende, in Thränen schwimmende Auge sagte ihm: sie liebt dich unaussprechlich! Allein wollte der Unglückliche recht innig den süßen Wahn umfangen, da klang das schreckliche: Nie, nie kann ich die Deine werden, wieder in seine Ohren.

Hier waltete ein furchtbares Geheimniß, aber trotz aller Mühe, welche sich der Obrist gab, konnte es ihm nicht gelingen, den dunkeln Schleier zu lüften, welcher es verhüllte.

Ein Paar Wochen waren entschwunden, zwischen Wonne und Schmerz, da geschah, was

der Obrist vorausgesehn hatte: eine freie, ununterbrochne Kommunikation zwischen seinem Korps und dem Vallangschen Heere war hergestellt.

Nun machte das Fräulein schleunig Anstalten zur Abreise, nicht einen Tag länger versicherte sie, verweilen zu dürfen. Man erlasse mir die Trauer und den tiefen Schmerz näher zu schildern, welcher die zärtlichen Liebenden bei der Trennung erfaßte; lange lag sie an Auguste Brust, denn man schied, um sich vielleicht nie wiederzusehn. Der Obrist bat das Fräulein dringend, ihr schreiben zu dürfen, nach einem kurzen Nachdenken gestand sie es zu. Doch, sprach sie, adressiren Sie die Briefe nicht unmittelbar an mich, sondern an meine alte Kammerfrau; den an mich eingeschlossenen wohlversiegelten Brief überschreiben Sie blos mit den Worten: an Louisen.

Bald nach des Fräuleins Abreise erhielt der Obrist den Befehl, mit seiner Schaar zu der Vallangschen Hauptarmee zu stoßen, allein dieser

Ordre sogleich Folge zu leisten, grenzte beinahe ans Reich der Unmöglichkeit; der Oberst hatte, die Stellung des Feindes zu rekognoscíren, verschiedne Streifpartheien ausgesendet, deren Rückkunft nothwendig abgewartet werden mußte, bevor an den Aufbruch des ganzen Korps vernünftigerweise gedacht werden konnte; eben so erheischte es die Klugheit des Heerführers, die Hauptwerke des starkbefestigten Ortes, welche man bisher inne gehabt hatte, wenigstens einigermaßen zu demoliren. Diese und andre Ursachen machten es unserm Rheinthal geradezu unmöglich, dem erhaltenen Befehle sogleich Gnüge zu leisten, jedoch unterließ er seiner Pflicht gemäß nicht, dem Könige, seinem Herrn, über den Stand der Dinge einen umfassenden schriftlichen Rapport zu senden.

Erst nach Verlauf von zwei Monaten, nachdem zwischen Pickpack und Vallangen bereits der Frieden unterhandelt wurde, konnte Obrist Rheinthal mit seiner Schaar zum vereinigten großen Heere seines Königs stoßen.

Ungewöhnliches und Großes mit Glück vollbracht zu haben, erzeugt dem Vollbringer unausweichbar Neider und wichtige Feinde. Elende und niedrige Menschen hatten Rheinthals Zögern dem schwachen Könige von Vallangen als ein pflichtwidriges, das Wohl des Ganzen im höchsten Grade beeinträchtigendes Benehmen darzustellen und den Obrist überhaupt mit scharfsinniger Niederträchtigkeit anzuschwärzen gewußt. Der König lieh den Ohrenbläsern ein willig Ohr, und als nun unser Held wirklich mit seiner tapfern Schaar nachher bei'm Heere des Königs eingetroffen war, sah er sich zum Lohne seiner hochsinnigen Thaten arretirt und zur Verantwortung gezogen.

Mit fester Stirne tritt der echte deutsche Mann im stolzen Gefühle des eignen Bewußtseyns gegen die Hyder der Kabale in die Schranken — so auch Rheinthal. Sein Proceß begann. Der Obrist und die Freunde der guten Sache erhoben laut ihre Stimme und murrten ohne Rückhalt über den großen Undank, den das

Vaterland jetzt gegen einen hochsinnigen Helden bewies, der als ein leuchtender wohlthätiger Stern in der Geschichte dieses blutigen Krieges glänze.

Der bei weitem größte Theil der ganzen Armee theilte diese Stimmung, und sprach kühn und laut für die Sache des unterdrückten Helden. Doch gerade dieser Umstand war es, der dem Obristen sehr schadete, und seinen vollkommenen Sturz vorbereiten zu wollen schien.

Rheinthals Feinde setzten diese beinahe allgemeine Stimmung der Armee auf dessen eigne Rechnung. Es ist, sprachen sie zum Könige, dem listigen Ausländer gelungen, sich in der Armee eine bedeutende Parthei zu bilden, und er beabsichtigt nichts Geringeres, als Meuterei; wirklich könnte der schwarze Anschlag auch gelingen, wenn man nicht schnelle Energie zeigt.

Durch sothane Verläumdungen wurde der irregeleitete Monarch im höchsten Grade gegen einen seiner verdienstvollsten Offiziere erbittert, und befahl, den Prozeß des Obristen möglichst

zu beschleunigen, und den Schuldlosen ohne alle Rücksicht seiner frühern Verdienste ganz nach der Strenge der Gesetze zu verurtheilen. Wir fragen: wen hatte der Unglückliche diese schlimme Wendung seiner Angelegenheit halber eigentlich anzuklagen? — Niemanden anders, als seine zahlreichen — feindlichen Freunde.

Jene elende Kreaturen, welche aus Neid Rheinthals Sturz fein und schlau genug vorbereitet hatten, konnten es dessenungeachtet nicht verhindern, daß sich unter den Mitgliedern der Kommission, welche des Obristen Handlungsweise untersuchen sollte, einige rechtliche, gänzlich unpartheiische Männer befanden. Rheinthal hatte gehandelt, wie es ihm als bravem und klugem Offizier zukam, und er vertheidigte sich mit fester Würde, frei und offen, ohne die Achtung zu verletzen, welche er seinen Richtern schuldig war. Seine Unschuld war sonnenklar, jedem der Anklagspunkte setzte er eine Menge unumstößlicher Beweise ihrer Unächtheit entgegen, und wie auch die schändlichste Kabale ihm drohte,

die Rechtlichkeit erhob ihr würdig heilig Haupt, und der Obrist wurde freigesprochen.

Ein solches Resultat ihrer Intriguen hatten Rheinthals Neider freilich nicht erwartet, und selbst der Monarch war von dem Urtheilspruch, welcher des Obristen Ehre nicht nur gänzlich herstellte, sondern sie noch erhob, äußerst überrascht. War Vallangens König gleich kein Muster nie wankender Festigkeit, so hatte er dagegen ein wahrhaft edles Herz, gerne machte er Unrecht gut, und echtes Verdienst zu lohnen war seine Wonne.

Sogleich als der Obrist freigesprochen war, sah er sich an die Königliche Tafel gezogen und von dem ganzen Hofe mit vieler Auszeichnung behandelt.

Dem Könige gefiel vor Allem des kühnen Partheigängers seine Bescheidenheit, sein heller Verstand und sein treffendes Urtheil.

Bald darauf kam der Friede zwischen dem Fürstenthum Pickpack und dem König von Vallangen wirklich zu Stande, und der Letztere

errang durch denselben bedeutende Vortheile und wichtigen Länderzuwachs.

Nach geschlossenem Frieden dachte der König dankbar an die Belohnung derjenigen seiner Diener, welche ihm während des Krieges große und einflußreiche Dienste geleistet hatten. Der Obrist Rheinthal war während der Zwischenzeit in der Gunst seines Fürsten hoch gestiegen, und als nun von Vergeltung treuer Dienste die Rede war, ging auch er, und zwar von Rechtswegen, nicht leer aus, im Gegentheil bewährte sich gerade an seiner Person des Königs Anerkennung wahrer Verdienste aufs glänzendste. Der Obrist Rheinthal wurde zum General ernannt, und sofort in den Grafenstand erhoben; sein dankbarer Monarch belohnte ihn noch überdieß mit etlichen schönen Rittergütern, und legte ihm sehr bedeutsam den Namen Siegburg bei, weil ein treffender Zufall es wollte, daß gerade das Dorf so hieß, in dessen Nähe der tapfere Partisan seinen größten und glänzendsten Sieg erfochten hatte.

Doch so selten die Beweise auch waren, welche Fortuna unserm neuen Grafen von ihrer Gunst gab, er war nicht glücklich. Ein mäßiger Wohlstand an der Hand seiner angebeteten räthselhaften Louise wäre für ihn wonniglicher gewesen, als alle Güter und Prachttitel dieser Erde.

Häufig schrieb er dem Fräulein, und wenn seine Briefe schon nur sparsam beantwortet wurden, so hauchten doch diese Antworten immer den Geist der treusten Liebe und innigsten reinsten Zärtlichkeit, aber auch niemals fehlten die Worte: nie, nie kann ich die Ihrige werden, welche den armen Grafen unbeschreiblich unglücklich machten. Wie gern hätte er Alles, Alles für den Besitz des zarten geliebten Wesens hingegeben; Amor schien dem Heros die Fittige des Ehrgeizes gänzlich gelähmt zu haben, denn er setzte auf seine Standeserhöhung und die übrigen Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden waren, solch geringen Werth, daß er selbst unterließ, sie dem Mädchen seiner Seele zu melden.

Er hatte für nichts mehr Sinn, als für seine unglückliche Liebe, und einer sanften Schwermuth dahingegeben, besuchte er den Hof und die Welt in sofern, als der Anstand es ihm zur Pflicht machte, und auch dann gelang es ihm nur mit Mühe, den Gram seines gebrochnen Herzens einigermaßen zu verbergen.

Seit Jahren schon war Vallangens König Wittwer, als sein Kabinet eine Verehlichung des Monarchen mit einer Prinzessin des Fürsten von Pintu der politischen Lage der Dinge und der Staatsklugheit überhaupt sehr angemessen erklärte. Der König, ein noch rascher munrer Funfziger, beliebte diesen Vorschlag des Kabinets mit seinem Beifalle, viel hatte er von der Liebenswürdigkeit und den Vorzügen der jüngsten Tochter des fürstlichen Nachbars gehört, und er beschloß, um die Hand jener Prinzessin für sich werben zu lassen.

Ein Brautwerber mußte nach Pintu gesandt werden, und des Königs Wahl fiel auf den Grafen Siegburg.

Mächtig pochte unseres Helden' Herz, als ihn sein Monarch mit dem ehrenvollen Geschäft bekannt machte, zu dem er ausersehen war. Um die Hand der Prinzessin sollte der Graf werben, bei welcher seine eigne Geliebte den Dienst als Hofdame versah.

Der ihn hoch ehrende Auftrag war nicht abzulehnen, und er sollte nun die Heißgeliebte wiedersehen. Vorwürfe konnte ihm Louise billigerweise nicht machen; zwar hatte er ihr aufs feierlichste versprochen, sie nie aufzusuchen, allein der Dienst seines Herrn führte ihn ja jetzt nach Pintu, und er mußte gehorchen. Der Tag, an welchem der Graf Siegburg als außerordentlicher Gesandter nach der Hauptstadt des Fürstenthums Pintu abreisen sollte, war festgesetzt, und er selbst betrieb die Anstalten zur Reise mit freudiger Hast.

Dem Fräulein von Falkenried schrieb er geflissentlich von der Sache nicht das geringste, er wollte sie überraschen, und hoffte jetzt an Ort und Stelle endlich Licht in einer Angelegenheit

zu erhalten, deren Dunkelheit bis jetzt das Unglück seines Lebens ausgemacht hatte.

Der Graf war in der Residenz des Fürsten von Pintu angekommen, und hatte bald darauf die Ehre, dem Durchlauchtigen in einer Privataudienz sein Kreditiv zu überreichen. Sehr gnädig wurde der Vallangsche außerordentliche Gesandte von dem Fürsten aufgenommen, denn eine Verschwägerung mit dem mächtigen Nachbar konnte nicht anders als sehr angenehm seyn. Bald darauf sollte der Graf bei der Prinzessin Louise, der jüngsten Tochter des Fürsten von Pintu, ebenfalls zur Audienz gelassen werden, um bei ihr feierlichst den Antrag seines Monarchen vorzubringen.

Von nun an wurde der Graf beinahe täglich zu Hofe gebeten, die Prinzessin Louise erschien aber bei keinem der Hoffeste, weil eine leichte Kränklichkeit sie in ihren Apartements festhielt. Die Oberhofmeisterin der Prinzessin sagte aber dem Grafen einmal, indem sie ihn bei Hofe in ein Fenster zog: Wenn Sie, mein

theurer

theurer General! bei der nächstens stattfindenden Audienz meine allergnädigste Prinzessin nicht ganz heiter finden sollten, so kehren Sie sich daran nicht. Sie weiß die Ehre, welche ihr durch den ehrenvollen Antrag Sr. Majestät Ihres Königs geschieht, im vollen Grade zu schätzen; allein stille Ruhe und Bescheidenheit ist der Hauptgrundzug meiner Gebieterin, welche zuverlässig eines hohen Thrones würdigste Zierde werden wird.

Im feinen Ton des Höflings beantwortete der Graf die Rede der Oberhofmeisterin aufs Verbindlichste, doch lagen ihm andere Dinge näher am Herzen. Noch hatte er Fräulein v. Falkenried nicht gesehn, nie ihren Namen nennen hören.

Der erste Umstand ließ sich leicht erklären, die Krankheit der Gebieterin mochte das Fräulein an dieselbe fesseln, allein der Graf hatte sich, wie dieses bei den obwaltenden Umständen wohl anging, bei der Hofmeisterin nach der vornehmen Umgebung der Prinzessin erkundigt und auch

hier geschah von keinem Fräulein von Falkenried Erwähnung. Sich nach dem Fräulein ausdrücklich zu erkundigen, mißrieth die Klugheit, und so sah sich unser Held gezwungen, die brennende Ungeduld im ungestümen Busen zu verbergen, doch hoffte er bestimmt das Fräulein am Tage der Audienz bei der Prinzessin noch zu treffen, und voll Sehnsucht sah er diesem Tage entgegen. Er erschien — und Graf Siegburg fuhr im großen Pompe vor; ungestüm pochte sein Herz, und er mußte sich große Gewalt anthun, um ruhige Fassung blicken zu lassen.

In Gegenwart eines glänzenden Hofstaates wurde der Vallangsche Gesandte von der Oberhofmeisterin bei der Prinzessin eingeführt. Des Grafen Blick schweifte allenthalben umher, sein Auge suchte das Fräulein, — langsam erhob sich die Prinzessin, sie erblickte jetzt den Gesandten, und mit einem lauten Schrei stürzte sie der hinter ihr stehenden Oberhofmeisterin ohnmächtig in die Arme. Nun betrachtete auch

der Graf die Ohnmächtige genauer, und plötzlich war auch seine Fassung dahin, er faßte heftig die Hand der Ohnmächtigen, indem er austief: Meine Louise! — Der Leser mag es selbst unternehmen, sich lebhaft das Erstaunen auszumalen, in welches diese Szene die anwesenden Höflinge alle versetzen mußte, sie standen da wie Bildsäulen, und eine lange Pause tiefer Stille erfolgte.

Die alte Oberhofmeisterin gelangte zuerst wieder zu einiger Besinnung; mit Hülfe einer Hofdame leitete sie die Ohnmächtige sanft in ein Seitengemach, die Hofdame aber kehrte schnell in den Saal zurück, und bat die Anwesenden, sich still zu entfernen; die Höflinge gehorchten ehrerbietig und schnell, nur Graf Siegburg allein blieb bewegungslos wie vom Donner gerührt stehen, zu einem eigentlichen Bewußtseyn seiner Lage konnte er bis jetzt gar nicht gelangen. Die Hofdame trat schweigend ab, und gleich darauf erschien die Oberhofmeisterin ganz verstört. „Um Gotteswillen, Graf! rief die Dame aus,

was haben Sie gethan? — ein furchtbares Geheimniß muß hier walten! — Erklären Sie sich! —

Nun erwachte Siegburg wie aus einem Traume. Wie geht es, fragte er stammelnd, dem Fräulein von Falkenried, hat sie sich erholt? — Die Oberhofmeisterin betrachtete den Gesandten mit großen Augen, dann erwiderte sie: Sind Sie bei Sinnen, was fabeln Sie von einem Fräulein von Falkenried? — ein solches Fräulein giebt es gar nicht an unserm Hofe; doch ja, ich besinne mich — vor einigen Jahren verrichtete ein Fräulein gleichen Namens bei der Prinzessin als Hofdame Dienste, doch längst ist sie unwürdiger Aufführung halber vom Hofe entfernt.

Aber du mein Gott, fragte der Graf noch ganz verwirrt, wer ist denn die Ohnmächtige? — Wie können Sie doch noch so fragen, antwortete die Oberhofmeisterin, es ist die Prinzessin selbst.

O Gott! o Gott! ich Unglücklicher! nun ist mir plötzlich Alles klar, rief Siegburg, indem er mit der flachen Hand das Gesicht bedeckte.

Auch der Oberhofmeisterin fing jetzt an, ein Licht zu dämmern, längst war ihr der Gebieterin Schwermuth eigen vorgekommen, und immer umfingen sie gewisse Ahnungen, welche sie nur halb und halb zu deuten vermochte.

Das kluge Weib schüttelte nach einer langen Pause bedenklich mit dem Haupte. Es ist dieses, sprach sie, ein höchst beklagenswerther, ein gar trauriger Zufall, Ihre Ehre und Ihr Verstand Graf, müssen Ihnen sagen, was Sie zu thun haben, — und mit diesen Worten verließ sie das Gemach.

Wie der Graf in seinen Wagen, und in sein Hotel zurück gelangte, wußte er selbst nicht, — genug, sein Zustand war der eines Träumenden.

Ob es wohl nöthig seyn dürfte, dem Leser den Schlüssel zu diesem verworrenen Zustande

darzubieten? ich glaube es nicht; doch den beschränkteren Geist berücksichtigend, wollen wir die Szene mit wenigen Worten nur näher aufklären.

Die Prinzessin hielt es einst im Lustenauer Park für unschicklich, sich dem jungen Offizier zu erkennen zu geben, darum nahm sie gegen ihn den Namen ihrer ehmaligen Hofdame an. Auch auf sie hatte Rheinthal schon dazumal großen Eindruck gemacht. Doch gab sie sich alle Mühe, das Andenken an den schönen Jüngling niederzukämpfen, und es gelang ihr endlich halb und halb, bis ihr jener liebliche Jüngling nun zum zweitenmal als ausgebildeter Mann unter ganz verschiedenen Verhältnissen als Retter erschien. Klug war es von der Prinzessin, das früher angenommene Inkognito nun auch jetzt noch beizubehalten, doch ihr Gefühl führte sie zu weit — und wie der Knoten sich dann löste, ist dem Leser bekannt.

Als der Graf nun endlich nach und nach zur völligen Besinnung gelangte, fühlte er sich

höchst unglücklich, doch sagte er sich nun selbst, daß es darauf ankomme, hier mit männlicher Kraft zu handeln, und wenigstens die Ehre seines Souveräns nicht zu kompromittiren. Er schrieb in dem mißlichen Falle Rath heischend an die Oberhofmeisterin. Die kluge Dame antwortete ihm sehr gütig, ihr Rath lief dahinaus: der Graf möchte dringende Privatverhältnisse vorschützen, und sich schnell in aller Stille und inkognito nach Vallangen zurückbegeben. Sie selbst wollte Alles bei ihrem Fürsten zu vermitteln suchen. Der Graf sollte dagegen sein Betragen bei dem Könige von Vallangen fein zu bemänteln suchen, und die Sendung eines andern außerordentlichen Gesandten nach Pintu in der in Rede stehenden Angelegenheit veranlassen.

Siegburg fühlte, daß dieser Rath eines klugen Weibes würdig war, und befolgte ihn buchstäblich, das ist: er kehrte schleunigst in die Residenzstadt seines Königs zurück.

Als er dort angekommen war, fand er Hof und Stadt in der größten Unruhe, und

Verwirrung. Ein mächtiger Staat gegen West hatte an der Grenze des Königreichs Vallangen plötzlich eine sehr bedeutende Armee zusammengezogen, und in Krebsau fürchtete man mit Recht des Feindes Einfall in das Land mit jedem Augenblicke. Jetzt war Wichtigeres zu thun als eine Heirath zu negociren, man forderte dem Grafen auch gar keine weitläuftige Rechenschaft über seine nach Pintu statt gefundene Sendung ab, denn der Hof schickte sich zur schleunigen Flucht an, die Minister beschäftigte das schnelle Zusammenziehen und Vermehren der Vallangschen Armee, das Mobilmachen der Landwehr, und andere Anstalten, welche ein naher Krieg zu unternehmen unumgänglich nöthig machte.

Ein alter Prinz aus einer Vallangschen Nebenlinie erhielt die Führung der Hauptarmee, unserm jungen General aber, dem Grafen Siegburg wurde das Kommando eines bedeutenden Truppenkorps anvertraut, welches vor der Hand die Reserve der Vallangschen Armee bildete.

Unser Graf fühlte sich seit jener Pintuschen Katastrophe im höchsten Grade unglücklich. Er liebte so heiß, so innig, und die Gebieterin seines Herzens war eine fürstliche Prinzessin, in deren Besitz zu gelangen er vernünftigerweise nimmermehr hoffen konnte.

Um sich zu zerstreuen, warf sich Siegburg mit ungewöhnlichem Eifer in den Strudel der häufigen und ermüdenden Dienstgeschäfte seiner bedeutsamen Charge, und sehnte sich dabei ungemein ins Getümmel der Schlacht, in welcher er für sein krankes Herz einigermaßen Ruhe zu erkämpfen hoffte.

Was man gleich vom Anfange gefürchtet hatte, geschah. Jene feindliche Macht, welche von Westen her drohte, überschritt sengend und brennend die Grenzen des Königreichs. Zwar machten sämmtliche deutsche Fürsten ernsthafte Anstalten, gemeinschaftlich Teutoniens ewigen Feind zu bekriegen, und einen allgemeinen Völkerkrieg zu beginnen, von dessen Resultaten zu erwarten stand, daß sie die alte Ehre der deut-

schen Tapferkeit retten würden; nichtsdestoweniger war es der Vallangschen Armee vorbehalten, vor der Hand sich allein dem gemeinsamen Vaterlandsfeinde entgegenzuwerfen, da die übrigen deutschen Fürsten ihre Heere noch nicht versammelt hatten, und von diesen nur erst in der nächsten Folge Hülfe zu erwarten war.

Jener Prinz, welcher als oberster Feldherr an der Spitze der Vallangschen Armee stand, ein betagter Greis, hatte sich in der frühern Zeit frisch blühende Lorbeern erworben, allein nun hatten Alterschwäche und schwere Krankheiten seinen ehmaligen kühnen Geist, seine Energie und Fassung gänzlich gelähmt, er setzte den vortrefflich geführten, überlegenen und muthigen Schaaren der Feinde einen schwachen unordentlichen, ja beinahe ungeschickten Widerstand entgegen, und die nächste natürliche Folge war, daß das Vallangsche Hauptheer aufs Haupt geschlagen und zerstreut wurde.

Schon schien alles verlohren, da rückte General Siegburg seinerseits mit der Reserve-

armee, welche bis jetzt noch nicht im Feuer gewesen war, dem rasch vordringenden Feinde muthig, aber auch höchst besonnen entgegen. Wohl sah der Graf ein, daß hier vor der Hand nichts auszurichten sey, er ergriff daher die Defensive, benutzte mit Sachkunde und Weisheit das ihm günstige Terrain, und schränkte sich, eine Hauptschlacht vermeidend, klug auf die Führung des kleinen Krieges ein, in der er Meister war.

Auf diese Art gelang es dem jungen General, das siegreiche Vordringen des übermüthigen Feindes zu hemmen; die Trümmer der geschlagenen Hauptarmee versammelten sich nach und nach unter des glücklichen Siegburgs Fahnen, und durch sie verstärkt wußte er den Feind aufzuhalten, und fügte ihm sogar manchen bedeutenden Abbruch zu.

Auch diesmal erkannte Vallangens König dankbar Siegburgs ungemeines Verdienst; jener Prinz, nun als geschlagener Feldherr höchst unglücklich, starb an den Folgen seiner schweren Wunden, welche er in der Schlacht erhalten

hatte, und Graf Siegburg erhielt statt seiner den Oberbefehl über das Gesammtheer der Vallanger.

Nun erschienen aber auch nach und nach die vereinigten Heere der deutschen verbündeten Fürsten auf dem Kampfplatze, man ging aus der Defensive in die Offensive über, und bald gelang es den siegreichen Waffen der Deutschen, den gemeinschaftlichen Feind über seine eignen Grenzen zurückzujagen, und ihn bis ins Herz seines Landes zu verfolgen.

Graf Siegburg behielt während des ganzen Feldzugs den Oberbefehl über das Vallangsche Heer bei, und der junge Heerführer bedeckte sich bei verschiedenen Gelegenheiten mit Ruhm und Ehre, wurde aber in der letzten entscheidenden Hauptschlacht schwer verwundet aus dem Getümmel des Kampfes getragen.

Bald darauf kam ein allgemeiner Friede zu Stande; Held Siegburg aber schwankte viele Monate zwischen Leben und Tod. Immer gefährlicher wurde sein Zustand, selbst Vallangens

König trauerte aufrichtig über den unabwendbar scheinenden Verlust seines hoch verdienten jungen Helden: da siegte des Generals jugendliche Kraft, der Sensenmann mußte für diesmal ein Opfer, welches er schon als seine sichere Beute betrachtet hatte, wieder aufgeben, und Siegburg fing an, sich langsam zu erholen.

Nur erst einigermaßen hergestellt fühlte sich unser Held, als neuerdings merkwürdige verhängnißvolle Ereignisse Europas Aufmerksamkeit spannten, und die deutsche Thatkraft zu neuem regem Wirken aufforderten. Noch einmal erhob sich in Westen der Weltruhe dräuend die furchtbare Hyder, die deutschen Fürsten zwingend, sich zu einem abermaligen Kampf mit ihr zu rüsten.

Gerade um diese Zeit starb Vallangens König, und der Kronprinz, ein hochherziger Jüngling, bestieg den Thron. Der nunmehrige junge Herrscher war dem Grafen stets gewogen gewesen, und auch er vertraute nun, als der

Kampf begann, die Führung seiner Armee abermals diesem General.

Der Graf führte die Vallanger zu neuen Siegen, und glücklich und hochgeehrt ging er, mit duftenden Lorbeern bekränzt, aus einem kurzen Kampfe hervor. Er sah sein Geschlecht gefürstet, und sich selbst von dem hochsinnigen Vallangschen Könige mit bedeutenden Gütern belohnt.

Die höchste Stufe des Glücks hatte Siegburg erreicht, aber sein Herz blieb krank, und das Ende des Kampfes führte des jungen Helden Schwermuth in doppeltem Maaße zurück.

Mehr als Orden und Titel ehrte den Grafen die innigste Freundschaft seines Fürsten, und dem Königlichen Freunde gelang es endlich, die eigentliche Ursache eines Grams abzufragen, welchen Niemand zu deuten vermochte.

Der wahre Freund handelt schweigend, so auch jener hochsinnige deutsche König. Er selbst machte den Freiwerber seines Generals am Hofe zu Pintu. Der dortige Fürst war mit Prinzen

und Prinzessinnen reichlich gesegnet, und sein Land war weder dem Umfange nach, noch in politischer Hinsicht von besondrer Wichtigkeit, ja selbst durch den letzten Krieg hatte das Pintusche Haus bedeutend verlohren, denn es sah sich gezwungen, große Ländereien wieder herauszugeben, zu welchen es früher freilich nicht auf die rechtmäßigste Weise durch eine kluge Allianz mit einem mächtigen Weltdespoten gelangt war.

Unter solchen Umständen konnte den alten Fürsten die Bitte eines der größten Helden der Zeit um die Hand seiner jüngsten Prinzessin, welcher nun ebenfalls gefürstet und ein Souverän im Kleinen war, eben nicht befremden. Man nahm die Sache in Berathung; jene Scene in der Prinzessin Louise Apartements, welche vorgefallen, als ihr Siegburg einst als Vallangscher General und außerordentlicher Gesandter vorgestellt worden war, war ohnedieß am dortigen Hofe kein tiefes Geheimniß geblieben, und die einigermaßen gefährdete Ehre der Fürstentochter schien durch eine Verbindung mit

dem General erst gänzlich wieder hergestellt zu werden, auch hatte man große Rücksicht auf die heiße Fürsprache des mächtigen Vallangenfürsten zu nehmen, mit einem Worte, der Pintusche Hof gab seine Einwilligung zu der ehelichen Verbindung des Vallangschen Generalissimus Fürsten Siegburg mit der Prinzessin Louise.

Von allen in der Sache mit dem Pintuschen Hofe gepflogenen Unterhandlungen war Siegburg nichts inne geworden, und sein Königlicher Freund überraschte ihn im eigentlichen Sinne des Wortes mit der wonniglichen Botschaft.

Man fordre keine Schilderung von dem Entzücken, welches den nun überglücklichen Helden bei der unerwarteten Nachricht erfaßte, tief gerührt sank er an den theilnehmenden Busen seines hochsinnigen Freundes, und auf den Fittigen Amors flog er dann zu dem Mädchen seines Herzens hin.

Nicht minder würde es eine fruchtlose Mühe seyn, die Wonne der Liebenden malen zu wollen, welche sich ihrer nach einer so schnellen und unver-

verhofften Erfüllung ihrer sehnlichsten und geheimsten Wünsche bemächtigte.

Unsres Helden Entschluß war gefaßt. Er wollte die Vallangschen Militairdienste verlassen, in sein ursprüngliches Vaterland zurückkehren, und dort auf seinem freundlichen Gute Rheinthal im Schoße häuslichen Glückes und inniger ehelichen Liebe ein beneidenswerthes Daseyn in philosophischer Ruhe genießen.

Die fürstliche Braut war mit dem Lebensplan des geliebten Helden sehr zufrieden, und bald reisete Siegburg ab, um auf Rheinthal Alles selbst zum Empfang der hochgeliebten Braut vorzubereiten, worauf er wiederkehren wollte, um Louisen nach seinem Eldorado abzuholen.

Der General erhielt vom Könige von Vallangen seinen Abschied mit vielen Beweisen der höchsten Gnade des Monarchen und setzte hierauf unaufgehalten über Kallendorf, dem vormaligen Schauplatze seiner Leiden, die Reise nach seinem Landsitze fort.

Auch in Kallendorf wurde der Held am Hofe mit ausgezeichneter Achtung empfangen, indeß fand er in dieser Stadt nun vieles gar sehr verändert.

Der alte Herzog war unlängst in die Gruft seiner Väter gestiegen, und der Hofmarschall von Pfauenschwanz hatte, um auch in jener Welt dem Allerdurchlauchtigsten pflichtschuldigst die Honneurs machen zu können, bald nach dem Tode des Herzogs für gut befunden, ebenfalls den Weg alles Fleisches zu wandeln.

Schleichs intriguante Herrlichkeit war zu Ende, und der Rittmeister Wildenstein, einst unseres Helden feindlichster Freund, hatte sich selbst entleibt, nachdem ihm plötzlich eine zu gewagte Spekulation fehlgeschlagen war, und ihn um alle seine zusammengerafften Schätze gebracht hatte.

Gar freundlich wurde der General bei seiner Ankunft in Rheinthal überrascht. Sein ehrlicher Freund, der Pastor Werner, hatte gute Ordnung gehalten, und der neue Park war

herrlich gediehen, das Schloß auf's geschmackvollste eingerichtet. Rührend war übrigens nach so langer Trennung das Zusammentreffen der beiden alten Freunde, unter so fröhlichen Verhältnissen.

Schnell war geordnet, was zum Empfang der Fürstlichen Braut noch zu ordnen war. Der Tag war bestimmt, an welchem der General abreisen wollte, seine geliebte Louise abzuholen. In süßen Hoffnungen und heißer Sehnsucht schwelgend wandelte August am Abend vor dem Tage der festgesetzten Reise in den dunkeln Gängen seines Parkes umher, hell und freundlich leuchtete der Vollmond, da tönten plötzlich leise Saitentöne von der Terrasse her; Siegburg wandte den Blick dahin, o Himmel! was sah er, — eine weiße Lichtgestalt schwebte über der Terrasse, und dieselbe rührende Weise, wie einst im Lustenauer Park, klang im Ohr des hoch erstaunten Glücklichen. Seiner kaum noch mächtig stürzte August nach der Terrasse hin, und Louise — lag in seinen Armen.

Lange dauerte die stille wonnigliche Umarmung der entzückten Liebenden, dann leitete die Prinzessin den Geliebten nach einem Pavillon hin, den sie aufschloß. Das Innere des Pavillons war hell erleuchtet, und mit Rosen- und Liliengewinden verziert. Werner, im priesterlichen Ornate, unsers Helden Vetter, der alte böse Major, empfingen feierlich die Eintretenden.

Louise war, wie einst an jenem verhängnißvollen Abend im Lustenauer Park, blos in ein geschmackvolles Nachtnegligee gekleidet, nur eine Myrthenkrone prangte in den goldenen Locken und unbeschreiblich hold lächelte sie dem Geliebten zu, an dessen Arm sie traulich hing. Unserm überraschten glücklichen Helden schien das Ganze ein Traum einer schöneren Welt, er vermochte nicht zu sprechen und überließ sich ganz der Leitung seiner freundlichen Umgebungen.

Werner vollzog die eheliche Einsegnung der Lebenden, und der alte Major war Zeuge der heiligen Handlung. Als sie vollzogen war,

schüttelte dieser feindliche Freund unserm August kräftig die Hand, indem er fröhlich ausrief: „mir ahnete doch immer, aus Dir würde einst noch ein rechter Mann werden, und dem Himmel sey Dank! daß ich meine Ahnungen nun auf solch' schöne Weise erfüllt sehe!"

Unser Pärchen ist glücklich vereint, und nach dem Rechte, welches dem Romandichter wurde, brechen wir nun den Faden ab; genug, von unserm Helden möchte man sagen:

Durch Freunde konnt ihm nichts gelingen —
Sie ließen nur ihm Geist und Kraft entschlafen,
Die Feinde riefen ihn — zum Handeln, Schaffen, Ringen.
So sah man endlich ihn das Glück bezwingen,
Nach Stürmen landen — in der Göttin Hafen.

Ende.

Gedruckt bei J. W. Schmidts Wittwe u. Sohn.

J. F. Schmidt.